

ANNE PHILIPPI

R & B

LESEPROBE

Misstrauen

ROMAN

ROGNER & BERNHARD

Anne Philippi

GIRAFFEN

Roman

ROGNER & BERNHARD

»*Most of us are living our metaphors.*«
Robert Downey Jr. im *Esquire UK*

1. Auflage, Februar 2015

Copyright © 2015 by Rogner & Bernhard GmbH & Co. Verlags KG, Berlin

ISBN 978-3-95403-082-8

www.rogner-bernhard.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile.

Umschlaggestaltung: Chrich Klose/Wednesday Design Works

Herstellung: Leslie Driesener, Berlin

Gesetzt aus der ITC Legacy

durch omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

1 Eine Stunde unter der Dusche. Ich lehne an der Kachelwand, die Augen sind zu. Ich knie mich hin, drücke auf den Kaltknopf, umschließe die Knie. Der Strahl trifft mein Genick, ein ekliges Gefühl, schockartiges Aufwachen. Ein alter Trick, der angeblich aus dem Militär stammen soll. Ich bin ein Soldat, ich habe Disziplin, ich mache weiter. Ich erforsche alles. Bis es nicht mehr geht.

An meinem rechten Oberschenkel sehe ich einen fetten blauen Fleck. Bin ich heute Nacht hingeflogen? Der Fleck war gestern nicht da. Er gefällt mir nicht. Er starrt mich an. Er ist im Inneren gelb und hat einen dunkelblauen Rahmen. Ich kümmere mich jetzt nicht um den Fleck. Er kann bleiben. Ich schmiere Make-up über die Wangen, sie sind zu weiß. So will ich doch nicht aus dem Haus, die Katerhaut soll niemand sehen. Zu viel Rouge auf den Wangen. Ich sehe aus wie ein Clown. Für Durchblutung habe ich keine Zeit. Immer weniger. Ich liege, ich stehe auf, ich liege. Ist mir gar nicht mehr aufgefallen. Henry liegt auf dem Bett. Die Augen geschlossen. Er trägt das Hemd von gestern. Ich glaube, er hat keine Kraft, ein neues zu finden. Sein Talent ist es, selbst jetzt gut auszusehen. Nur wenn ich ganz nahe komme, sehe ich den Film auf seiner Haut. Ich will sie nicht küssen. Aus Henrys Haut kriecht die letzte Nacht. Wie komm ich überhaupt dazu? Meine Haut sieht genauso schlimm aus. Nur weil ich das Mädchen bin, sehe ich nicht weniger schrecklich aus. Wir haben es gut, keiner muss dem anderen vorwerfen, zu krass auszusehen.

»Bist du fertig? Ich muss noch Zigaretten kaufen.«

»Ja.«

Ich nehme den Parka von der Garderobe, Henry schließt hinter mir die Tür ab. Wir reden nicht. Was gibt es zu sagen? Wir liegen gerade nicht auf einer Wellenlänge, Henry erinnert sich nicht an letzte Nacht, ich könnte alles aufzählen. Henry glaubt mir grundsätzlich nicht die Dinge, die ich ihm von den Nächten erzähle. Wir haben eine Weile versucht, die letzten Stunden der Nächte davor zu rekapitulieren. Wir lassen es. Es ist besser, wir würden uns irgendwann abstechen, wenn wir weitermachen. Wir sind die, die im Auto nach Rauch stinkend und mit müden Hundeaugen schweigend zur nächsten Party fahren. Das geht irgendwie immer. Das ist doch was.

Ab in den gemütlichen Westen von Berlin. Goldene Türklinken. Rahmengenähte Schuhe, keine Neonfarben. Der Westen ist ein guter Ort, wenn man verkatert ist, er beruhigt dich. So viele Ärzte, Zahnärzte, Gynäkologen, alle haben diese schönen Schilder. Hier ist Berlin in Ordnung. Hier schreit es dich nicht an, was du tun sollst. Wohl fühle ich mich hier nicht. Fünfter Stock. Jemand öffnet die Tür, Gesprächsfetzen, Rotweinflaschen im Flur, tatsächlich Kerzenwärme. Die Räume sind so anders im Westen. Sie sind luxuriöser, teurer. Ich hätte ein Kleid anziehen können, ich hätte mein Haar waschen können. Das hätte sicher niemanden gestört. Ich verliere langsam die Übersicht, wann es schick sein muss. Wann es egal ist, schick zu sein. Ich steige seit Monaten in die dieselbe Jeans. Ich habe doch die ganzen teuren Fetzen im Schrank. Sie verlangen von mir Beschäftigung, Aufmerksamkeit. Ich sollte doch stolz sein, das alles zu besitzen. Doch die Liebe für mich ist größer, wenn meine Haut nicht strahlt. Daran halte ich mich und schminke mich nicht mehr.

Wir gehen jetzt rein. Henry lässt meine Hand los und geht schneller. Er wartet nicht auf mich. Ich lasse ihm das Vergnü-

gen, als Erster den Raum zu betreten. Ich finde das nicht so schön, aber er braucht das für sein Selbstbewusstsein.

Ein paar Hände greifen seinen Arm. Marianne. Das war klar. Die Gastgeberin. Sie mag mich nicht, nur Henry. Sie ist eine von diesen Gesellschaftsfrauen, sie war mal attraktiv, nehme ich an, sie kann trinken wie zehn Russen und hat Einfluss in der Stadt. Meine Kurzanalyse, trotzdem kann ich sie nicht leiden.

»Schick, schick«, sagt Marianne und schaut mich von der Seite an. Ich lasse eine Umarmung sein, es wäre gelogen zwischen uns. Konversation mach ich später. Irgendwas wird mir schon einfallen. Mir ist nicht nach Gespräch, der Kater sitzt noch zu fest, der Körper sagt, leg dich hin, ruh dich aus, trinke Wasser, schaue den *Tatort*. Darauf gehe ich nicht ein. Ich weiß, wir mussten hier auftauchen, ich reiße mich für Henry zusammen. Das bin ich ihm schuldig.

Ich nehme mal ein Glas Weißwein vom Tablett. Ein Katerdämpfer, hinsetzen kann ich mich nicht. Dann schlaf ich ein. Ich laufe mal Richtung Küche, Henry hat sich mit ein paar Bankern in einer Diskussion über Golf festgebissen. Er kennt sich da bestens aus, weil er reich ist – und schlau. Ein echtes britisches »Trust Fund Baby«, ein Glücksgriff. Mal sehen, wer sonst noch da ist. Mal sehen, mit wem ich ein Katergespräch führen könnte. Eines über ein wenig unsinnige Dinge, über Anekdoten, über Supermarktverkäufer, die einen schlecht behandeln, über den Drink, den mir neulich X bei Y ausgegeben hat. Damit lässt sich eine halbe Stunde totschiagen. Mein Kopf hat sich an diese Art der Gespräche gewöhnt. Mein Gehirn muss nicht arbeiten. Es lässt sich von meinem Körper aushalten.

Blick in die Küche. Mariannes Küche ist berühmt. Sie ist großzügig, schön gemacht. Sie gehört in Magazine. Ich kenne die meisten in dieser Küche. Ich kenne die Geschichten der meisten,

sie kennen meine Geschichte. Wir sind ein kleiner, luftdichter Kosmos. Nichts kommt hinein, nichts tritt hinaus, und süchtig sind wir alle. Wir sind nicht die Süchtigen aus der Fernsehserie, die verloren durch die Straßen wanken, bald von der Polizei aufgegriffen werden. Wir sind elegant süchtig, wir versuchen, gut auszusehen, wir kotzen nicht vor die Tür. Nur in ein Klo von Villeroy und Boch. Wir tun so, als hätten wir alles in der Hand. Wir können morgens aufstehen, alles scheint in Ordnung. Wir lügen uns an, seit Jahren, seit Jahrzehnten. Unsere Leber weiß nicht, wie ein Tag ohne Arbeit aussieht, unser Herz hat keinen Schimmer, was es ohne Substanzen den ganzen Tag machen soll. Es schlägt weder für uns noch für andere. Ich stehe nicht draußen, ich gehöre hierher, zu den Süchtigen. Ob mir das gefällt oder nicht.

Dahinten steht Fritz. Es ist gut für mich, mit Fritz zu sprechen. Er ist schlimmer dran als ich. Das kann ich mir sagen. Es gibt jemanden, der näher an einem Abgrund steht. Mein Abgrund ist lächerlich dagegen. Er ist nicht so tief, ich kann mit dem Zeh den Boden berühren. Zumindest sieht es von oben so aus. Fritz. Er ist schwer um die Hüften. Dramatisch ist Fritz auch. Er sagt, er will sich umbringen, bevor er Pleite macht. Er wird nicht Pleite machen, er besitzt Häuser in Frankreich und Italien. Es wird noch dauern, bis sich Fritz umbringt. Wenn Fritz nicht von Selbstmord spricht, dann von einer Partygeschichte. Seine Lieblingsgeschichte: Fritz fährt mit einer Prostituierten im Fahrstuhl nach oben und nimmt eine Ecstasy-Tablette. Noch bevor er oben ankommt, hat Fritz einen Herzinfarkt, einen Ecstasy-Herzinfarkt. Die Prostituierte läuft weg, und Fritz muss bei seiner uralten Nachbarin klingeln und ihr sagen, er hat einen Herzinfarkt auf Ecstasy. Die Geschichte ist alt. Alles bleibt alt. Das Saufen, das Koksen, die Gespräche, nur die Gesichter zerfallen. Das Ganze ist eine einzige Wiederholungslaberei, die ich genauso gerne praktiziere wie jeder andere um mich herum.

Nächster Weißwein vom Tablett. Geplant war ein Glas. Ich bin jetzt bei drei. Wein ist ja nicht so schädlich wie anderes Zeug. Jeder hier trägt ein Weinglas, warum soll ich die Ausnahme sein? Über meinem Kopf sitzt wieder die Wolke. Sie macht mich blind, sie weicht mich auf. Ich kann nicht sehen. Wie oft wollte ich die Wolke wegtreten, wegschicken, wegdrücken. Ich will zu Henry gehen und einen Befehl aussprechen. Er soll mit dem Saufen aufhören. Ich bin dabei, ich mach mit. Wie viel Zeit bleibt uns dann noch? Wenn der eine dabei ist, muss der andere mit. Wir wissen das. Wir sprechen es nicht aus.

Ich habe oft die Fantasie einer vollkommenen Reinigung, einer Abschrubung unserer Beziehung. Ich träume davon, wie ich sie mit einer Spülbürste abwasche, am Dreck herumkratze, ein Messer nehme für die Stellen, an denen ich nicht weiterkomme. Ich will mich frei stechen. Ich hätte nicht einmal was gegen eine Anklage vor Gericht. Hauptsache, ich könnte atmen.

In den Sonntagnächten ist es in der letzten Zeit am schlimmsten. Da kann Henry nicht aufhören mit dem Feiern, da tanzen die Dämonen der letzten Tage um seinen Kopf, und ich schau dabei zu. Eines Sonntagabends stand Henry auf einem Balkon, angelehnt an die schwache Brüstung, die nicht mehr so heil war. Ich zog ihn weg, aber er wehrte sich. Henry trug einen Marlon-Brando-Kamelhaarmantel. Feines Material, zu große Passform. Ich hatte ihn selten so schön gefunden. Ich hatte selten so große Angst vor ihm. Sein Gesicht schien gleich in ein paar Stücke zu zerfallen. Wie ein kubistisches Gemälde. Oder bei Francis Bacon. Er schwächelte, seine Hand hielt die Zigarette mit Ach und Krach. Sein Anblick war jämmerlich, es tat weh, ihn länger als drei Minuten anzuschauen. Henry sagte, er würde bald sterben, wenn ich nicht neben ihm stehen würde. Und wenn es mich nicht geben würde, hätte er die Sache letzte Woche hinter sich gebracht. Wir würden alle bald sterben, davon sollte ich

ausgehen. Ich stand blöd herum, ich verspürte keine Dramatik, keine Romantik, ich hatte keine Lust zu sagen »O Gott, bitte stirb nicht. Ich liebe dich« oder so. Es war, als hätte er ein Gerichtsurteil über mich verhängt. Plötzlich ging es um Schuld und Gehorsam, um Erpressung mit dem Tod. So hatten wir nicht gewettet. Nächte, frühe Morgenstunden, in denen über das Sterben gesprochen wird, waren nicht mein Fall. Je mehr Verzweiflung Henry offenbarte, desto kälter wurde ich. Desto mehr verachtete ich den betrunkenen Mann im Bett.

Nicht mal ein Fünkchen Mitleid war übrig. Nicht mal ein Kuss war drin. Nur Ekel vor dem Film auf Henrys Alkoholikerhaut. Ich liebte Henry nach exakt einer Flasche Wein. Nicht mehr und nicht weniger. Dann saß sein Hemd noch richtig, dann umgarnte er mich, verehrte mich, sagte mir schöne Dinge, aufregende Dinge, lobte unseren Sex und schwor, für immer bei mir zu bleiben. Nach eineinhalb Flaschen Wein war die Sache gelaufen. Alles kippte um. Ich war nur noch eine dumme Fotze. Nach zwei Flaschen Wein hörte ich auf zu existieren.

Lärm aus dem Wohnzimmer. Ich höre Henrys Stimme, hochgepitcht. Es ist seine Uhrzeit, er wacht auf. Gegen elf, keine Hoffnung darauf, dass wir gleich nach Hause gehen.

Um Henry hat sich eine Gruppe versammelt. Es gibt was zu sehen. Zum Beispiel das Mädchen, oder soll ich die Frau sagen? Ich habe Angst vor ihr. Nicht die übliche Angst, ich kann einfach nicht mit ihr sprechen, ohne gleich eine Beleidigung einzufahren. Cara ist eine Legende. Harte Nachtlebenvergangenheit, schlimme Geschichten, Ausraster, ich fühle mich wie ein Waisenkind in ihrer Gegenwart. Ich bin nicht so schön wie sie, ich bin nicht so hart im Nehmen. Cara. Allein der Name ist ja schon was. Caras Haut schimmert, sie hat unfassbare Beine, ich kann mit ihrem Körper nicht mithalten. Sie ist vollkommen blau, ich kenne das nicht anders von ihr. Cara beeindruckt

mich, sie schafft es, dass alle sie anglotzen. Der Kreis von Besoffenen kann den Blick nicht von Cara lassen. Sie hat sich rittlings auf Henrys Schoß gesetzt und reitet auf und ab. Henry liebt das. Es amüsiert ihn, er lacht sich kaputt, das ist seine Art von Spaß.

Ich gehe weg, Caras Freundin wird auftauchen. Gleich, sie wird ihr Bescheid sagen, was sie von der Sache hält. Ich kann sie nicht sehen, dieses blöde Arschloch. Warum reißt sie ihre besoffene Alte nicht runter? Cara groovt sich jetzt ein. Sie reißt ihr Becken hoch und lässt es direkt auf Henrys Schwanz plumpsen. Meine Leber reagiert jetzt. Wow, ich fühle mit der Leber. Ich gehe davon aus, dass sie es ist, denn ich habe diese krassen Ausreaster bisher nur bei Henry gesehen. Ich habe in den letzten Monaten scheinbar genug gesoffen, um jetzt so zu ticken. Mein System beginnt einfach, Henry zu imitieren. Ich brauche nur drei Schritte, um neben Cara zu stehen, ich habe nicht mal Lust, etwas zu sagen. Worte wie »Aufhören« oder »Komm runter«. Das versteht die nicht, sie hört nicht mehr hin. Die Schlampe ist stark, ich brauche Kraft, ich muss danach eventuell heulen.

Ich greife jetzt Caras Oberarm, so fest es geht, als ob ich mit der Hand eine rohe Kartoffel zerdrücken würde. Mir reicht das nicht, und ich kralle drei bis vier Fingernägel in ihre Haut, damit die Schlampe etwas merkt. Ich reiße das Biest von Henrys Schoß runter, Cara verliert ihr Gleichgewicht. Ihr Kopf saust zu Boden. Kleiner Aufschrei im Publikum. Ich stehe in der Mitte, ich schaue Henry an, er steht auf, klopft seine Hosen ab. Das hättest du nicht gedacht, richtig? Du hast gedacht, deine lahme Freundin flennt in der Ecke. Ich bin ganz happy über meine Verrohung. Sie bringt mich weiter.

Cara hat nicht genug. Sie steht auf, sie fährt beide Arme aus und wirft den Tisch mit einem Schlag um. Flaschen zerspringen, sie keift irgendetwas, ich kann sie nicht verstehen. Die

Schaulustigen verziehen sich. »Hennenkampf beendet«, flüstert ein Schwuler hinter mir.

»Das ist so peinlich«, flüstert Henry in mein Ohr. Ich weiß nicht genau, was er meint. Caras Aktion, ihre Herumreiterei, die Tatsache, dass alle zugesehen haben.

»Nein, ich mein dich. Du bist peinlich. Die Frau hat dir nichts getan. Die ist bloß wirr und besoffen.«

Ich brauche mich nicht zu verabschieden. Niemand hat Lust, mit mir zu sprechen, ich habe irgendein Gesetz gebrochen.

Irgendein merkwürdiges Gesetz, das eine Gruppe von Merkwürdigen aufgestellt hat. Jeder soll schweigen, jeder soll die Klappe halten, nicht aussprechen, wenn jemand aus dem Kreis der Süchtigen, der funktionierenden Alkoholiker, etwas anzumerken hat. Zum Beispiel, dass ihm etwas nicht passt. Ich sollte mich nicht beschweren, ich sollte einfach wegsehen, wenn eine Frau auf dem Schwanz meines Freundes herumreitet. Das wird doch hier von mir verlangt. Ich bekomme diese Art Gehorsam trotz Mitgliedschaft in dieser Gang nicht hin. Ich würde es wahrscheinlich ohne Alkohol schaffen, mich selbst zu kontrollieren. Doch die Zeiten sind vorbei, ich halte seit Monaten ein bestimmtes Level. Mir rutschen immer mehr Hände aus. Mir fallen Worte aus dem Mund, die ich nicht leiden kann. Ich überschreite irgendwas, ständig. Ich weiß noch nicht, was es ist.

Im Auto spricht Henry kein Wort. Das ist nicht nötig. Ich kenne die Vorwürfe. Was sollen seine Freunde von ihm denken? Wieso muss ich mich so benehmen? Warum bin ich bloß so eine eifersüchtige Kuh? Das kann ich von allen Vorwürfen immer noch am schnellsten beantworten. In den letzten Monaten habe ich bemerkt, dass mein Wodkakonsum und meine Eifersuchtsreaktionen in direktem Zusammenhang stehen. Ich werde den Wodka deshalb nicht aufgeben. Ich liebe seinen Geschmack zu

sehr, ich bin ein Fan von dem öligen Gefühl, wenn er mir die Kehle hinunterläuft. Kaum ist der Wodka in meinem Magen angekommen, setzt er Kräfte frei, die ich nicht kenne. Er bewegt sich vom Magen in meine Venen, sie fangen an zu jucken, und ich muss Dinge tun, die ich besser nicht tun sollte. Henry interessiert diese Erklärung nicht mehr. Er versteht nicht, er will nicht verstehen, er will weitertrinken. Empfindungen aus einer Präpartyzeit existieren nicht mehr für ihn.

»Warum bist du so?« Henry streift seine Schuhe ab und legt sich aufs Bett. Er starrt an die Wand und raucht eine. Ich existiere jetzt gar nicht für ihn. Er will nicht wissen, was los ist. Ich versuche es mit einer Art Wahrheit.

»Ich hatte keine Lust, die Tante auf deinem Schoß anzuschauen.«

»O Gott.« Henry schaut zu mir, als wäre ich behindert. Er hat diesen miesen Blick, mit dem kann ich nicht umgehen.

»Wenn du mir nicht vertrauen kannst, dann geht das nicht zwischen uns.« Henry dreht sich wieder zur Wand. Weiterrrauchend. Die Sache mit dem Vertrauen macht mich irre. Ich vertraue einfach niemandem. Nicht mir, nicht Henry. Lustig, das war von Anfang an so. Süchtige, egal welcher Art, vertrauen sich nicht. Das weiß doch jedes Kind aus Berlin-Mitte. Vertrauen, was soll das überhaupt sein. Ich kenne es nicht, und offen gestanden genieße ich die Vorwürfe eines kaputten Playboys, der neben mir seine hundertzwanzigste Zigarette für heute anzündet. Darüber sollte ich mir Gedanken machen, das ist doch nicht normal. Versöhnung wird in einer Stunde stattfinden. Ohne Sex. Dann schlafen wir ein, weil wir nach einer Woche Ausgehen echt nicht mehr können. Der Erschöpfungsmoment ist für mich so einfach zu erkennen wie rotes Licht an der Ampel. Es ist der Moment, wenn Henry Galle kotzt und ich auf meinen

rechten Oberschenkel schlagen muss, damit die Durchblutung wieder in Schwung kommt.

Montagsmorgen. Henry bringt Kaffee ans Bett. Gestern ist vergessen. Wir waren betrunken, wir waren nicht richtig da. Ist es nicht so? Bei Paaren? Die Streitigkeiten über Eifersucht, über die andere Frau, den anderen Mann. Gestern ist natürlich nicht vergessen. Es wird in uns schmoren, es wird in uns braten, wie ein Stück Fleisch, das lange im Ofen bleiben muss. Daran denken wir nicht. Nicht jetzt. Ich lege meinen Kopf auf Henrys Oberschenkel, ich könnte mit meinen Lippen fast seinen Schwanz berühren, aber mir ist jetzt nicht danach. Es ist doch erst zehn Uhr morgens. Die Woche geht erst los. Für einige auf einem Schreibtischstuhl mit Plastiksitz. Nicht für uns. Wir haben andere Sorgen. Ich brauche ein Kleid für die Party übermorgen. Das ist eine Aufgabe. Henry sagt, er hat Lust auf eine Shoppingtour. Wir könnten mittagessen, was Deftiges gegen den Kater, und dann shoppen. Der Kater ist ja nie ganz vorbei. Er bleibt bei uns. So lange wie ein Hausgast oder wie ein Parasit. Wir machen uns fertig für unseren Versöhnungsausflug. Blick in den Spiegel. Ich halte mich gut. Ich sehe immer noch ganz jung aus. Ich bin doch nicht alt und fertig. In unserer Zeit, in unserer Welt hier zwischen Torstraße und Alexanderplatz bin ich jung. Knackjung.

Henry küsst mich auf den Mund. »Bunny, let's go!« Wir haben es doch gut. Wir haben es besser als so viele andere. Ehrlich. Was kann in Wahrheit passieren? Ich finde mein Leben jetzt um 12.34 Uhr sehr geil. Wie sieht es aus mit KaDeWe? Bestens. Von Mitte aus Richtung Ku'damm, vorbei am alten Museumsgebäude, vorbei an diesen Bauten, die ich nicht verstehen kann. Berlin ist mir oft so fremd, deshalb komme ich hier zurecht, ich muss mich hier auf nichts einlassen. Ich weine nicht, wenn ich

die Plattenbauten in der Karl-Marx-Allee sehe, ich habe keinen Kloß im Magen, wenn ich mir den sehr hässlichen Alexanderplatz anschau, auch beim Ku'damm-Ausblick wird mir nicht schwindelig vor Freude. Ich bin sicher, in einem früheren Leben habe ich nicht in Berlin gelebt. Mir ist die Stadt zu hart, ihr Look, ihr Gesicht. Ich habe mich nachts in Berlin verliebt, und meine Liebe hat es oft nicht mehr ins Tageslicht geschafft. Liebe bei Nacht, Hass bei Tag. Das war nicht so schlimm, weil ja die nächste Nacht am nächsten Abend schon begann. Die Gebäude in Berlin sind für mich mit der Nacht behaftet. Nicht mit Adolf Hitler. Wir fahren die Wilhelmstraße hoch, hier lag das Führerhauptquartier, hat mir jemand erzählt, doch für mich zählt nur das »E-Werk«, der Club, mit dem ich in den mittleren 90er Jahren Bekanntschaft machte. Ich weiß noch, ich schob die schwere Stahltür auf und sah eine Frau mit rotem Haar, die nur in einer Strumpfhose und Bikinioberteil tanzte. Über ihr schwebte ein Lichtstrahl, sie war eine Außerirdische aus einer Zeit, die es noch nicht gab. Sie stellte mir die Nacht vor. Persönlich. Danach konnte ich mich von ihr nie mehr trennen.

Parkplatz am KaDeWe. Eine harte Welt, der Westen. Ich komme mir wie in den 90er Jahren vor, da will ich nicht mehr hin. Henry und ich grinsen uns an, da wollen WIR nicht hin. Rolltreppe rauf zum Restaurant. Hier starten wir immer. Henry macht Faxen, wir lachen über die Westberlinerin im Fuchsmantel. Wir sind ja wahnsinnig besonders, wir sind geiler als die anderen, stimmt's? Stimmt. Henry, Pierce-Brosnan-Gesicht, guter Mund, guter Oberkörper, teures Hemd, teurer Mantel, schöne Füße. Ich, Blondie, Busen, gute Beine, schmaler Arsch, halbwegs schön geschwungener Mund. Wir zeigen es der Welt, wir machen nicht mit beim große Langeweileding. Wir feiern die Feste, wie sie fallen. Danach richtet sich der Fahrplan.

Mittag. Henry sagt, er verdient ein Weißbier. »Vielleicht

auch zwei«, sagt Henry und kitzelt mich. Es wäre ohne Weißbiere auch mal ganz schön, wenigstens als Testversuch, wie es ist, wenn man ohne Weißbiere durch das KaDeWe schlendert. Henry hat einen guten Punkt. »Ohne Weißbier kann ich keine Weißwürste essen.« Ich kann gegen elf Uhr kein Weißbier trinken, auch nicht zwei Weißbiere. Ich würde mich hinlegen wie ein müder Hund und einpennen. Henry schafft drei, und die Aussicht auf das vierte treibt seine Laune auf den Höhepunkt. Ich kann ihn jetzt alles fragen, lustige Fragen, dumme Fragen, ich kann ihm jetzt sogar ein Liebesgeständnis abringen, wenn ich will. All das wird sich nach dem vierten Weißbier erledigt haben. Ich frage mal an, ganz vorsichtig, was mit dem Kleid ist, das wir kaufen wollten. Natürlich. Dafür wären wir doch hier, sagt Henry. Ich würde das schönste, das geilste Kleid bekommen. Eines, in dem mir alle auf den Arsch schauen können, das ist Henrys Bedingung. Ich muss das Kleid vor dem vierten Weißbier klar machen, sonst wird Henry die falschen Dinge zur Verkäuferin sagen. Ausfällige Dinge, irgendetwas Sexuelles, ich kann das vorher nicht genau sagen.

»Darin würdest du gut aussehen.« Henry hält mir ein blau-weiß gestreiftes Ding hin. Es spannt am Hintern und an den Brüsten. Da müsste was runter. Die kleinen Speckfalten interessieren Henry gar nicht so. »Es sieht aus wie für Marie Antoinettes Küchenpersonal.« Henry ist zum Spaß aufgelegt und imitiert einen Hund, der sich auf die Vorderpfoten stellt, um zu betteln. Henry fragt, ob er mich als Dankeschön für das Kleid in den Arsch ficken darf.

Ich will das Kleid nicht hergeben. Es steht mir gut. Ich finde mich sexy. Ich lasse es nicht los. Die Verkäuferin schaut ein wenig ungeduldig. »Und? Nehmen Sie es?« Ich nehme es. Was soll der Unsinn. Ich bin doch mit Henry in einer Beziehung. Da

muss man Wünsche nach Arschficks äußern dürfen. Und wenn es ein Kleid obendrauf gibt, warum nicht.

Bevor ich mich aber ficken lasse, muss ich was trinken. Sonst muss ich zu viel darüber nachdenken, warum ich mich ficken lasse.

Henry sagt, er will zurück zur Lebensmittelabteilung, nach einem speziellen Olivenöl schauen. Außerdem habe er Leberknödelsuppe im Angebot gesehen, aber es wird in Wahrheit um das fünfte Weißbier gehen. Ich halte meine Klappe und greife nach dem Kleid in der Tüte. Jedem sein Vergnügen.

Jetzt wird der Nachmittag bald kippen. Es dauert drei Schlucke, bis Henry das Ding ausgetrunken hat. Seine Laune gleicht in den nächsten Stunden einem Schiff bei heftigem Seegang. Sie kracht von ganz oben nach ganz unten, dann wieder rauf. So kann es Stunden, Tage gehen. Das alles hört auf, wenn die Erschöpfung überhandnimmt. Wann das ist, weiß niemand. 16.00 Uhr. Mein Ausbalancierungsvermögen ist jetzt gefordert. Das heißt mittrinken. Wenn möglich, mitsaufen. Ich wünschte, ich könnte saufen, so wie das Wort es verlangt. Henry stellt jetzt Schnäpse hin. Marille, Wodka, Birne. »Komm«, sagt Henry. »Trink zwei davon.« Der Magen brennt. Wenigstens ist es kein Bier. Davon fühle ich mich elend und schwanger.

Ab sofort, in diesem Stadium, geht es um die Fähigkeit des Koabsturzes. Der Koabsturz fordert von einem, sich in Windeseile in das Mindset des Abstürzlers zu begeben, als eine perfekte Parallelität zwischen dem eigenen, vielleicht noch gar nicht so betrunkenen Zustand und dem möglicherweise vollkommen betrunkenen herzustellen. Das verlangt vom Koabstürzler das Talent, selbst bei geringerem Alkoholkonsum das Gebaren und die Asozialitäten des echten Abstürzlers zu imitieren beziehungsweise diese mimi-kryartig nachzuspielen, geradezu nachzuempfinden.

Wohin fahren wir als Nächstes? Henry biegt ab, rauf auf den Ku'damm. Wir fahren in den Westen hinein, was machen wir da? Der Nachmittag liegt vor uns. Er geht noch eine Weile. Wir wollen nicht essen. Wir sind satt. Wir sollten nicht mehr fahren. Wir haben getrunken. Aber der Spaß fängt erst an. Wir lästern über die Party morgen. Wie langweilig es wird. Wen wir zum hundertsten Mal sehen. Und was die, die wir zum hundertsten Mal sehen werden, über uns sagen. Ich will nicht Lästertema von Henry und mir sein. Wir sind mies. Wir sprechen Dinge aus, die man über andere Leute nicht sagen oder denken sollte. Wir kümmern uns nicht. Wir fahren geradeaus.

»Wie wäre ›Paris-Bar‹?«

»Warum nicht?«

Ich weiß nicht, was wir da machen sollen. Nachmittags um drei oder vier?

»Es ist fünf. Wir könnten was trinken.«

»Oh, die haben Calvados.«

»Na, siehst du!«

Henry schlägt vor, das Auto vor der »Paris-Bar« zu parken. Danach, so kündigt er an, wird er nicht mehr fahren können.

Ich habe die Zeitspanne wieder verpasst. Ich hätte Henry sagen können, jetzt genau aufzuhören. Jetzt noch mal abzuspringen. Ich hätte dann aber kein Kleid für morgen und keinen unsinnigen Ausflug unternommen. Niemand macht solche Ausflüge wie ich.

Henry bestellt Biere, Schnäpse und einen Calvados für mich. Und dann noch einen. Wir sprechen gar nicht mehr. Jetzt kommt die Phase, die nicht unbedingt lustig wird. In der wir keine Witze mehr über die Kellnerin machen. Die Phase, in der wir nicht wissen, wie es enden wird. Jetzt. Und im Allgemeinen.

Henry beginnt zu philosophieren. Niemand ist für ewig zu-

sammen. Niemand auf der Welt schafft das. Es ist nur natürlich, dass sich zwei Menschen irgendwann voneinander entfernen. Ich kenne diesen Scheiß. Ich höre ihn mir an, weil wir eben hier sitzen. Henry redet weiter, gleich kommen die Anekdoten, die ich nicht mehr hören kann. Ich lächle, ich nicke. Wird es doch noch lustig? Ein kleines Fenster steht noch offen, es wird sich weiter öffnen, wenn ich noch einen Wodka bestelle. Ich bin gierig, mir ist nach einem zweiten Kleid. Aber ich werde das jetzt nicht zur Sprache bringen können, ich warte ab, geduldig. Woher kommt die Gier? Ich bin doch nicht aus Ostpreußen geflohen und habe alles verloren. Ich bin nicht behindert, ich könnte arbeiten und mir alle Kleider der Welt kaufen. Würde es sich ähnlich anfühlen wie bei Kleidern für Sex? Ich mag doch Sex. Und Kleider. Sie gehören zu meiner Idee von Glamourössein. Henry geht zum achten Mal aufs Klo. Ein Zeichen, dass er sich zu langweilen beginnt. Die nächsten Stunden entscheiden.

Hier saßen wir doch mal, an diesem Nebentisch. An unserem zweiten Abend. Wir hatten Steak Frites bestellt und waren zu nervös zum Champagnertrinken. Wir schauten uns über die Gläser hinweg an und waren der Meinung, hier entstünde etwas Großes. Ich hatte das Gefühl, mit jemandem einen Pakt zu schließen, und wir würden nicht ruhen, bis dieser Pakt zerstört würde, und zwar durch unsere eigene Kraft. Ich wollte meine Paktaufgaben wirklich erfüllen, ich wollte mich aufgeben für das Leben aus Amüsement, aus Libertinage, aus der ernst gemeinten Suche nach Grenzenlosigkeit. Henry schien der Richtige dafür. Ich konnte sehen, dass er nirgends haltmachen würde, dass er immer noch weiter gehen würde. In dieser Hinsicht funktioniert er wie ein Athlet.

Er würde keine Rücksicht nehmen. Das fand ich attraktiv. Ich wollte niemanden, der mich an die Hand nimmt. Ich wollte

jemanden, der mich zum Ziel treten würde. Ich erinnere mich genau an den Abend. Ich trug eine extrem enge Jeans und ein hellblaues Miu-Miu-Oberteil, das ich mir im Schlussverkauf hatte leisten können. Es harmonierte mit meiner Augenfarbe und meinem Blond, ich hatte eine bestimmte Strahlkraft in diesen Wochen, die mir vorher selbst unbekannt war. Ich setzte mich nach dem Essen auf Henrys Schoß. Rittlings, auf dem Fahrersitz seines Autos. Er hatte beide Hände auf meinen Brüsten, und ich machte an seinem Hosenschlitz herum. Wir wussten, eine bestimmte Energie hielt uns zusammen, wie Pattex, das man zu spät entfernt, weil man den Trocknungsprozess verschlafen hat. Wir küssten uns wie wahnsinnig. Wir hatten etwas vor, eine lange Reise, eine ermüdende Reise. Eine, in der jeder dem anderen am Schluss die Leviten lesen würde oder einer unterwegs verloren gehen würde. Wir schliefen in dieser Nacht nicht zusammen. Henry war mit einem anderen Mädchen liiert. Er wollte das erst beenden. Das schien mir sinnvoll. Die Sache konnte nur zwischen uns beiden ausgetragen werden.

Ich bin müde. Nach drei Calvados und einem Wodka kann ich die Augen nicht mehr aufhalten. Henry winkt dem Kellner, einen doppelten Espresso. Er kann es nicht leiden, wenn ich müde bin. Es ekelt ihn an. Ich hoffe, es wird von so einem Moment wie jetzt nie Fotos geben. Meine Augen, halb offen, halb zu. Meine Haut fahl wie altes Plastik. Henrys Grinsen, dämlich. Die Haare fettig, das Hemd sitzt nicht mehr. Wir waren unter dem Vorwand losgefahren, ein Kleid zu kaufen, das ist jetzt Nebensache. Henry kann nicht mehr zurück, er kann sich jetzt nicht ins Bett legen und seinen Rausch ausschlafen, denn es ist ja gar kein Rausch. Es ist die Normalität. Unsere Normalität. Wir suchen mit vereinten Kräften nach der Lösung, was jetzt zu tun ist. Die Party ist morgen. Wir müssen für das Jetzt etwas

finden. Jetzt, jetzt, jetzt. Die Härte der Situation ist mir bewusst, ich komme besser mit ein paar Ideen an.

Henry kommt in Schwung und empfiehlt, die Uhr doch einfach ein paar Stunden zurückzudrehen.

»Komm mit, ich hab noch was.«

Herrentoilette. Nachmittags muss niemand pinkeln. Wir haben ein paar Minütchen. Ich schaffe nur die Größe eines kleinen Fingers. Also so lang und nicht mal so breit wie ein kleiner Finger. Henry nimmt das Doppelte. Das Betrunkeneitsgefühl legt sich, ich massiere noch ein paar Kristalle ins Zahnfleisch, so lange, bis der Zahnarztgeschmack sich breit macht. Mein Kopf spielt mir Klarheit vor, die Hände erkalten, das legt sich gleich, das bisschen Herzrasen ist nicht so schlimm. Kristalle zwischen den Zähnen. Ich kaue drauf herum, es klingt, als ob ich was Knuspriges esse. Der Kopf ist leer. Angenehm.

Henry will ficken. Mir geht es ähnlich. Also fahren wir nach Hause, ja? Nicht ganz. Henry will nicht ganz normal ficken, er will was anderes. Was Neues. Wie ist es mit dem Pornoladen in Neukölln? Hinfahren und dann sehen, was passiert. Ich war nie dort. Ich weiß nicht. Der Ort gehörte Henry, als Terrain. Er verschwand ab und zu dorthin, um sich Videos zu kaufen, die er im Internet nicht finden konnte.

Ich weiß nicht. Warum nicht. Ich bin gerade in der Stimmung, und möglicherweise bin ich es morgen nicht mehr. So etwas steht doch auf der »Bucket-List« der Menschen in unserem Alter. Auf der Liste der Dinge, die zu tun sind. Ohne die man nicht sterben sollte. Henry wäre der ideale Begleiter für diese Bucket-List-Experimente.

Also zuschlagen, also hingehen. Es ist doch der Schritt weiter. Der nächste Schritt, das nächste Ding. Warum haltmachen, wo man sonst haltmacht. Einmal muss jeder in einen Pornoladen gehen, einmal muss die Grenze fallen. Ich will da jetzt hin. Ich will alles sehen, ich bin aufgeschlossen. Henry ist erfreut, er

ist begeistert, lobt mich und erzählt mir, dass alle seine Freundinnen vor diesen Dingen zurückschreckten. Logisch, dass wir hingehen. Wir können nicht den ganzen Tag in einer Tom-Ford-Welt leben und Trüffelrisotto fressen. Das wird selbst uns zu viel, mir erst recht. Wir sind nicht die Ersten und nicht die Letzten, die angesoffen oder schwer besoffen in ein Pornokino gehen. Wir, wie die Menschen in unserem Alter um uns herum, suchen doch ständig nach dieser recht künstlichen Grenzüberschreitung, die man nicht mehr ablegen kann, wenn man sich einmal darauf geeinigt hat, dass Langeweile etwas wirklich Schlimmes ist, eine tödliche Krankheit.

Das rote Licht blinkt im Sekundentakt. Ich glaub, es ist kaputt. Das Kino ist in Neukölln, da wird für die Reparatur kein Geld ausgegeben. Neukölln ist zu arm, nahe an Mitte, aber nicht so schick. Andere sagen, Neukölln ist noch »original«. Henry sagt, Neukölln ist kaputt und dreckig. Das stört uns jetzt nicht. Henry geht voran, mir ist das recht, ich will die Klinke nicht anfassen. Niemand schaut uns an. Der Typ an der Kasse sagt nichts. Sein Blick bleibt gesenkt, er ist an Kommunikation mit Pornofreunden nicht interessiert und kassiert stumm einen Euro, wenn man den Film sehen will. Wir warten noch kurz. Erst mal eine kleine Runde im Laden drehen. Was sind das für Typen hier? Verrauchte Gesichter, Männer mit Gliedmaßen, die abzufallen drohen. Sie schauen mir nicht ins Gesicht, wie sie wahrscheinlich keiner Frau ins Gesicht schauen würden. Ihre Gesichter sind grau, ich vermute, das kommt vom Billigfleisch bei Penny. Ihre Hosen sitzen nicht mehr. Ihre Haare sind fettig. Aber wir sind im selben Raum. Wir teilen irgendetwas, das müsste ich jetzt zugeben. Henry und ich machen Witze. Es ist schön absurd hier, wir ziehen dreckige DVDs aus dem Regal und lesen uns die Titel vor. Henry bekommt sich nicht mehr ein über *Kleine Drecksfotzen auf großer Fahrt*, ich hingegen finde

Muschikatzten für alle Fälle irgendwie süßer. Henry wühlt jetzt in der Kiste mit Unterwäsche. Strings mit einem Loch in der Mitte, schwarze Lacksachen, ich frage mich, ob die jemand anhatte. Kleine Päckchen mit altem Sexspielzeug, verwitterte Vibratoren aus pinkfarbenem Plastik. Ich würde mir gern die Hände waschen, ich weiß nicht, wer hier schon draufgewichst hat. Wenn es nach mir ginge, könnten wir gehen. Das Kokain wirkt nicht mehr. Der Tag war lang. Ich könnte eine Pause gebrauchen.

Henry kommt von der Toilette. Ich kann in seinen Augen sehen, dass er nachgelegt hat. Sie schimmern nicht. Es ist, als hätte er zwei stumpfe Bernsteine in den Augenhöhlen. Die Temperatur seiner Hand beträgt null Grad. »Komm, wir gehen jetzt rein.« Henry legt seine Eishand um mein Handgelenk. Ich kann nicht zurück, dafür sind wir jetzt zu weit gekommen.

Im Kino liegen verschiedene Dinge in der Luft: alter Zigarettenrauch, neuer Zigarettenrauch, Putzmittelreste, Fürze. Männergerüche, die ich nicht kannte.

Henry setzt uns in die zweite Reihe, viel los ist hier nicht. Ich schaue mich nicht zu genau um, ein paar Momente aus den Augenwinkeln. Männer, die onanieren wollen und sonst nichts. Sie wirken ganz happy, jedenfalls nicht so unglücklich, wie ich dachte. Trotzdem scheinen sie zu zerfallen, in Stücke. Eine merkwürdige Mischung. Ihre Schwänze sind ganz fidel, nur ihr Körper sieht aus, als ob er nicht mehr lange mitmacht. Ich kümmere mich mal besser um meine eigene Angelegenheit und das, was ich hier so vorhabe. Der Film ist uralt, ich vermute, aus den frühen 80ern. Das Mädchen trägt große Dauerwelle, ein glitzerndes Höschen, Rollerskates. Es fährt einmal die Straße auf und ab, für die Männer neben uns reicht das schon als Bild, sie können den Blick vom Höschen nicht abwenden. Ich verstehe, das Mädchen flirtet mit den Arschbacken. Dann fährt das

Mädchen in ein Auto hinein. Ein Mann steigt aus, spricht drei Worte mit dem Mädchen, zieht das glitzernde Höschen runter, er beginnt, das Mädchen sehr schnell zu ficken. Aus einem bestimmten Winkel sieht es ganz gut aus, aber ich hatte mir den Film spektakulärer vorgestellt. Henry ist begeistert, offensichtlich. Mit einer Hand onaniert er, die andere wandert in meine Unterhose, er ist der Einzige im Kino, der einen echten Körper neben sich sitzen hat. Was mache ich? Blasen aus Verlegenheit. Ich weiß nicht, was ich sonst tun soll, ehrlich. Irgendwas muss ich vorspielen, warum wäre ich sonst hier. Ich sollte nicht kneifen. Henry fragt, ob ich ficken will, aber ich weiß nicht, wie wir das machen sollen. Ich könnte meine Winterstrumpfhose runterziehen und mich auf ihn draufsetzen. Henry fragt, warum ich überhaupt Strümpfe trage, das ist unpassend hier, das bringt nichts. »Geh und zieh sie aus!« Ich klettere über unseren Nachbarn und renne Richtung Toilette. Die Toilette ist nicht uninteressant. Zwei große Flaschen mit Listerine stehen ordentlich nebeneinander, eine gelbe, eine blaue, je nach Geschmack. Das ist nur vernünftig, wenn sich jemand nach dem Blasen den Mund ausspülen will. Ich bin begeistert von der Toilette, sie ist der netteste Raum in diesem Ding. Ich ziehe die Strumpfhose aus, fühlt sich nicht gut an, es ist draußen in den Minusgraden, und das Kino ist der einzige Raum, der geheizt ist. »Wo warst du so lange?«, zischt Henry. Er will kommen und mich dazu ficken. Ewig wollen wir hier nicht bleiben. Ich mache ihm die Sache einfach, ich setze mich kurz auf ihn drauf, das Mädchen mit den Rollerskates hat mir die meiste Arbeit schon abgenommen.

Sind wir durch? War das die Nacht? Mein Telefon zeigt 4.20 Uhr, das Kino macht gleich zu. Was spricht dagegen, früh ins Bett zu gehen? Wir stehen draußen vor der Tür. Es ist kalt. Ich kann nicht mehr, ich muss mich hinlegen. Irgendwohin, mir ist es jetzt egal. Unser Bett wäre schön. Henry tritt mit dem Fuß

länger als nötig seine Zigarette aus. »Ich kann nicht heim. Ich will noch wohin, auf einen Absacker.«

Ich sage Henry, er soll gehen. Meine Kraft ist dahin. Ich kann noch ein Bein vor das andere setzen, und damit hat es sich. Ich sage Henry, er soll gehen, das heißt, ich weiß nicht, wann ich ihn sehe. Ich weiß nicht, wo er schlafen wird und wann oder bei wem. Das ist der härteste Part. Das viele Kokain, der viele Alkohol, das stecke ich immer noch irgendwie weg. Nur das Wegbleiben. Das Vielleicht-nicht-Wiederkommen. Das schaffe ich nicht. So viel kann ich gar nicht trinken. Ich kann nicht mehr böse werden, morgens um fünf. Meine Batterien versagen.

»Ich komme gleich nach«, nuschelt Henry, und selbst er weiß, dass es nicht stimmt.

»Vergiss nicht, wir sind morgen eingeladen.«

»Ich weiß, ich bin in einer Stunde zu Hause. Dann kann ich bis morgen Abend schlafen.«

Henrys Rechnung wird nicht aufgehen. Sie geht nie auf. Ich winke und falle auf den Taxirücksitz. Die kommenden Stunden sind die schlimmsten.

Ich werde alle paar Minuten aufwachen und auf die andere Seite des Bettes schauen. Mein Herz wird rasen vom Kokain, mein Kopf will explodieren, müde bin ich trotzdem. Steinmüde.

Ich muss schlafen, koste es, was es wolle. Ich schau mal im Bad nach, da hat Henry normalerweise die Krokodilpillen versteckt. Die Tabletten sehen aus wie Miniaturbrote, einfach in der Mitte zu durchtrennen. Ich weiß nicht, was das für ein Stoff ist. Ich wollte neulich endlich mal googeln, was ich da nehme. Aber immer dann, wenn es so weit ist, interessiert es mich nicht. Die Krokodilpille macht alles schwer, alles erträglich. Der Schlaf kommt, mein Gehirn kann das Kokain vergessen. Auf die Krokodilpille ist Verlass. Ich fühle mich nicht allein mit der Krokodilpille, und ich bin sicher, vor mir haben eine Menge anderer dieses Ding geschluckt. Berühmte Leute, coole Leute.

Ich weiß nur nicht genau, wer. Es ist sechs Uhr morgens. Ich lege das Teilchen auf meine Zunge, es tut so gut. Meine Zunge erkennt die Form der Pille und wird ganz weich. Augen zu. Was jetzt kommt, ist mir egal.

Die Bettseite neben mir ist leer. Stich ins Herz. Gott sei Dank nichts Heftiges. Ich kenn die Möglichkeiten. Henry ist noch unterwegs, Henry schläft bei jemand anderem, Henry hat ein Mädchen getroffen und sich letzte Nacht umverliebt. Wie neulich, als er mir von einer Liv-Ullmann-Kopie erzählte, die ihn unbedingt zu sich nach Hause mitnehmen wollte. Andere Möglichkeit: Henry ist tot. Irgendwo zusammengebrochen. Er sah dabei bestimmt gut aus. Sein hübsches Gesicht war weiß. Niemand wüsste, wer er war. Man holt sicher einen Krankenwagen, doch es wäre zu spät. Ich würde die Sache erst ein paar Tage später erfahren. Ich würde mich schuldig fühlen, dass ich von seiner Seite gewichen bin, aber ich hätte es ja nicht verhindern können. Das würden mir alle sagen, mir bei der Beerdigung auf die Schulter klopfen. Ich wäre traurig, ich würde Henry vermissen, den Duft seines Nackens und all die spaßigen Momente. Seinen riesigen Mund, seinen schönen, schiefen, halb abgebrochenen Zahn. Andererseits wäre ich brutal erleichtert. Ich würde auf und ab hüpfen, noch auf dem Klo während der Beerdigungsfeier. Ich würde ein panisches Freiheitsgefühl entwickeln, ich wäre unnatürlich glücklich. Das dürfte gar nicht sein. Ich gehe dieses Szenario öfter durch, ich sehe mich als dünne, stark abgemagerte »Witwe«, die von einer Menge Typen getröstet wird, an die sie vorher nicht rankam. Das wäre das Gute an der Sache. Auf der anderen Seite hätte ich kein Lebensmaterial mehr, keinen Gefährten für diese Touren. Ich würde mir erst mal keinen Ersatz suchen, ich würde die Verwundete spielen, die Ausgenutzte, die Betrogene. Das Reh auf der Autobahn, angefahren von Rohlingen ohne Gewissen. Meine Lieblingsrollen. Ich kann

jetzt nicht so viel über das leere Bett nachdenken. Das kann nicht sein. Wie sehe ich denn aus? Wann war ich zum letzten Mal vor fünf Uhr im Bett? Ich brauch jemanden zur Korrektur meiner Umstände. Ich will Ratschläge, aber keine ernst gemeinten Ratschläge.

Ich rufe in solchen Fällen Natalie an. Sie kann damit umgehen. Wir sind eng, ganz eng. Wir funktionieren wie ein Paar. Uns beiden wird das manchmal zu eng, und dann müssen wir uns streiten. Wir wissen, es wird wieder gut. Wir sprechen wochenlang kein Wort. Natalie ist meine Symbiosefreundin.

Das Verhältnis zur Symbiosefreundin ist generell zu eng, emotional zu ungeklärt, beinahe schon pathologisch. Man befindet sich im überdurchschnittlichen Austausch durch SMS, Telefongespräche und E-Mail-Verkehr. Die Balance einer Symbiosefreundschaft ist sehr anfällig. Lässt die Motivation einer der Beteiligten nach, fällt die andere in eine ungesunde, oft beleidigte Haltung, auch wenn sie zugeben muss, dass der gelegentliche Abstand mal guttun würde.

Wir sind beide süchtig, wir tun beide Dinge, die man in unserem Alter nicht mehr tun sollte. Ich bin eifersüchtig auf Natalie, weil sie länger feiern kann als ich und weil sie mit ihrer superschmalen Taille und ihrem straffen Pferdeschwanz alle ganz verrückt macht. Nur kann ich Natalies Flirterei nicht ausstehen. Sie macht mich krank. Natalie arbeitet im Nachtleben, in einer kleinen Bar am Weinbergsweg, da ist nie viel los, und so kann Natalie mit ihren Freunden labern, wenn sie vorbeikommen. Sie sagt, der Job ist nichts Festes, nicht ihre Zukunft. Sie sagt aber nicht, was ihre Zukunft ist. Natalie schläft viel, wenn sie aus war, übermäßig viel, so dass sie am Tag danach niemand erreichen kann. So bin ich nicht, ich muss mich immer irgendwo melden. Ständig. Natalie hat diese andere Seite, die mir Angst macht.

Sie schläft ziemlich oft mit Männern anderer Frauen. Die Gründe? Den dümmsten Grund, den sie nannte: »Aus Trauer.« Was denn für eine Trauer? Die Freundin von dem Mann war abgehauen, Natalie kannte sie gut. Sie wären beide, ohne es genau zu wissen, einfach abgestürzt und hätten am Schluss geheult und sich dann in den Armen gelegen. Natalie hatte mit den Schultern gezuckt, als sie mir das erzählte, und behauptet, sie hätte nicht mehr gewusst, wo oben und unten war. Ein paarmal habe ich mir überlegt, mir an Natalie ein Beispiel zu nehmen, um mich selbst emotional künstlich zu verwirren. Der älteste Trick, um sich aus einer blöden Sache mit einem Mann rauszukatapultieren. Ich bin noch nicht so weit, aber der Kontakt mit Natalie färbt ab, ich werde es, sagen wir mal, bis zum nächsten Jahr bringen, einfach ohne Ankündigung mit jemandem auf einer Toilette oder im Auto zu schlafen, und dann, als ob nichts gewesen wäre, ins »Borchardt« spazieren und über meinen geplanten Ausflug in den Wald labern oder sonst was Banales. Ich verehere Natalie dafür, für diese Unverschämtheit, für diese Freiheit, die sie mit Laberpsychologie und Schmerz verkleidet.

Da, wo Natalie ist, bin ich aber noch nicht. Sie muss mit jedem Typen labern, der ihr einen Drink hinstellt. In der Nacht funktioniert das, aber tagsüber will das doch niemand mehr sehen. Zur Begrüßung küsst Natalie Henry gerne auf den Mund. Muss das sein? Ich würde das bei Natalies Freund nie tun, aber den Superalki bekomme ich nie zu Gesicht. Er ist selten mit dabei, denn er pflegt seine Depression mehr als Henry. Das ist die eine Seite unserer viel zu engen Bekanntschaft, ich bin fast geneigt, Ehe zu sagen.

Wir machen uns keine Vorwürfe, warum? Wir mögen es nicht gern, ganz genau hinzuschauen, wir haben süchtige Freunde und sind obendrein selbst süchtig. In unserem Fall würde ich nicht von Substanzen sprechen. Wir können nicht ohne eine Anzahl von Dramen im Monat. Ohne Abstürze. Danach referieren wir

über den Zeitraum, in dem wir relaxen und entgiften wollen, aber wir halten es nicht durch und labern bloß rum. Unsere Körper gehen auf eine Berg- und Talfahrt, regelmäßig. Und manchmal können wir nur kommunizieren, wenn wir beide auf der Talfahrt sind. Natalie kann besser fühlen als ich. Sie ist das Drama an sich, sie verfügt über ein ganzes Arsenal an Ausbrüchen. Ich würde ihr in jede Form der Zerstörung folgen, wie ein Hündchen. Natalie hat selbst zerstört noch etwas Attraktives. Natalie wäre eigentlich die ideale Frau für Henry. Darüber will ich nicht zu lange nachdenken, das bekommt mir nicht.

Natalie geht nie ans Telefon, nicht sofort. Ich hinterlass drei Nachrichten. Ich muss sie jetzt treffen, sofort. Ich will nicht warten. Ich ersticke hier. Das leere Bett bringt mich um. Ich bin kurz davor, die Wohnung anzuzünden. Natalie textet zurück. In einer halben Stunde in der Ackerstraße beim Kaffeeitaliener?

Hände in den Taschen. Kalt ist es heute. In der Luft der Geruch von den Kohleöfen, der nach totem Atem riecht. Manchmal hab ich das Gefühl, Wasser in den Beinen zu haben, wenn ich durch Berlin gehe. So schwer fühlen sich die Schritte an. Schwarze Schneebrocken am Straßenrand, Drecksstadt. Schwarz gekleidete Männer am Eingang zum Sophienfriedhof, direkt an unserer Ecke. Jeden Tag stehen da welche, und seit kurzem ist hier jeden Tag eine Beerdigung. Wird hier seit neuestem mehr gestorben? Hab lange nicht mitbekommen, was draußen passiert. Ich biege rechts in die Ackerstraße ein und ziehe meinen Kragen nach oben. Was soll ich Natalie erzählen? Sie hat ja schon alles gehört. Sie kennt meine hundert besten Versionen vom Leben mit Henry. Doch das ist unsere geheime Verabredung. Wir sprechen über uns, über die Dinge, aber wir behalten die Wahrheit für uns. Frauenfreundschaften funktionieren besser, wenn man sich nicht sagt, dass die eine oder die andere mit einem depressi-

ven Lügner oder einem kokainsüchtigen Playboy zusammen ist. Ich und Natalie schaffen es immer wieder, so zu tun und so zu reden, als ob wir über ganz übliche Alltagsprobleme bei einem Kaffee quatschen würden, und wir sprechen nicht aus, dass wir uns mit einem Bein im Grab befinden. Eines, das einfach nur noch nicht zugeschaufelt ist.

Natalie sieht Bombe aus, wie immer. Sie trägt einen weißen Rollkragenpullover und einen weißen Anorak. Ihre riesigen blauen Augen strahlen. Wie macht Natalie das? Sie war doch gestern aus, so wie ich. Ich trage Militärjacke, abgeschnittene Shorts, kein Make-up. Langsam geht das nicht mehr gut. Langsam nimmt mir die Fünfundzwanzigjährige niemand mehr ab.

Natalie umarmt mich.

»Na, Süße?« Ich sollte mehr so sein wie Natalie. Sie wirkt so aufgeräumt, fast erwachsen. Natalie ist jünger als ich. Ich lasse mich von Natalie oft täuschen. Sie hat dieses Klare, diese Aufgeräumt-Aura. In Wahrheit sind wir zwei gleich verwirrt und lügen uns tüchtig an.

»Wie war dein Wochenende?«

Ich winke ab.

»Du weißt schon.«

»Weißt du«, sagt Natalie und legt ihre warme Hand auf meine unterkühlte, »eines Tages wird er aufwachen und merken, wie viel du ihm bedeutest, und dann wird alles gut.«

»Meinst du?«

»Hör mal, du bist etwas Besonderes«, sagt Natalie sehr ernst. Und wenn Natalie es ernst meint, dann muss es doch stimmen.

»Meinst du nicht, ich sollte mit ihm reden?«

»Auf keinen Fall. Mach dich rar. Das wirkt, er wird ausflippen.« Natalie sagt das so verschwörerisch, und ich traue mich nicht richtig, ihr zu erzählen, dass Henry es wahrscheinlich begrüßt, wenn ich mich rar mache.

»Und bei dir?«

»Na ja. Er war am Wochenende bei seiner Freundin, er konnte nicht.«

»Und? Wie lange geht das noch?«

»Er hat gesagt, nicht mehr lang. Sie ist in einer schweren Phase und er ja auch, wenn man es genau nimmt. Er hat immer noch mit den Medikamenten zu tun, und dann raucht er nebenher noch Gras, das macht ihn ganz irre. Er hat gesagt, er wird sich bald entscheiden.«

»War er auf Medikamenten, als er das gesagt hat?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nie, wann er auf Medikamenten ist.«

Natalie sagt, sie hat sich anderweitig amüsiert. Sie war aus bis sechs Uhr morgens und hat nicht an ihn gedacht, bis ungefähr um sechs Uhr morgens, da stand sie dann vor seiner Tür und hat geheult.

Um sechs war ich im Pornokino in Neukölln, das war auch nicht lustiger, als vor einer Tür zu heulen.

»Weißt du, wenn bloß dieses Schwere nicht wäre. Dann ginge es doch«, sagt Natalie.

Ich nicke. Wir waren doch früher nicht so an Schwere interessiert. Was war mit uns passiert? Als ich Natalie kennenlernte, da funktionierten wir anders. Wir lagen auf dem Boden vor Lachen, und als wir die ersten Worte wechselten, hatte jede von uns zwei Pillen geschluckt. Deshalb wissen wir nicht mehr, wie die Worte lauteten, die wir wechselten. Aber zwischen uns war es warm, geradezu heiß. Wir standen auf einer Brüstung des E-Werks, damals in den späten 90er Jahren, und wollten uns runterstürzen. Wir wollten uns nicht töten, sondern langsam heruntersegeln. In Zeitlupe. Die eine würde der anderen Sicherheit geben, das wussten wir, das spürten wir. Wir sprangen nicht. Wir rannten Hand in Hand runter, raus in die warme Nacht, dehydriert, restlos glücklich auf der Suche nach einer

Flüssigkeit, die wir trinken könnten. Unser Haar war gefärbt, es hatte keine natürliche Farbe, unsere Haut war weiß, wir strahlten trotzdem. Natalie und ich tun immer noch so, als ob das gestern passiert wäre. Als hätte sich nichts getan. Wir sind nicht mehr im Kindergarten, aber das wird uns niemand hier sagen, weil ja niemand über die Zeit nach dem Kindergarten sprechen will.

Natalie und ich haben eine dieser chemischen Verbindungen. Die Kontaktaufnahme entstand unter Einfluss, wir hatten Glück und standen unter demselben Einfluss. Wir hatten uns auf Drogen verliebt. Das war kein Beinbruch. Neunzig Prozent unserer Freunde und Freundinnen war es so gegangen. Es war sogar unnatürlich, sich mit klarem Kopf und am Tag zu verlieben oder Freunde zu finden. Das machte doch kein Mensch. Natalie und ich hatten unsere Nummern nicht gelöscht. Wir hatten uns ernsthaft verliebt. Das kam selten vor.

Natalie trinkt ihren Kaffee aus und nimmt meine Hände.

»Weißt du, unsere beiden Typen werden bald einsehen, wie wichtig wir für sie sind. Und dann ...«

»Was dann?«

»Dann wirst du noch Augen machen.« Natalie zwinkert mir zu. Ich möchte ein Stück von ihrem Optimismus haben, ich weiß nicht, woher sie den zaubert. Vielleicht hätte ich den auch, wenn ich ausgeschlafen wäre und eine weiße Pelzmütze mit Bommeln tragen würde.

»Komm«, sagt Natalie. »Wir gehen zu Catherines Babyparty. Das bringt dich auf andere Gedanken.«

Ich bin nicht angezogen für eine Babyparty. Meine Armeejacke stinkt nach Rauch von gestern Nacht. Meine Augenringe reichen bis zum Kinn, und geduscht und Finger gewaschen habe ich seit gestern auch nicht. Ich gehe zu einer Babyparty

mit Porno-Schmand an den Händen. Darf ich ein Baby mit denselben Händen anfassen, die gestern noch Sexspielzeug hielten? Rein auratechnisch ist das verboten. Ich will mit. Nach Hause kann ich nicht. Kein Zeichen von Henry. Nach acht Stunden.

Natalie sagt, mein Aufzug ist egal.

»Wir sind in Berlin. Da ist das nicht nötig.«

Natalie hat gut reden. Mit ihrem Eisprinzessinnenlook werden sie die Kinder anlächeln und vor Freude auf ihren Schoß hüpfen. Ich habe nicht so ein Glück mit Kindern. Sie rennen an mir vorbei, in eine andere Richtung. Sie spüren, dass ich nicht mal weiß, wie ich sie auf den Arm nehmen soll, obwohl ich nichts dagegen hätte.

»Hab ich eine Koksflagge?«

»Nein.«

»Wodkafahne?«

»Nein.«

»Du lügst.«

Wir laufen die Ackerstraße hoch, Richtung Torstraße. Die neue Mutter lebt hier. Ich erwarte von ihrer Wohnung eine Schalldämpfung. Sonst ist es hier zu laut für ein Baby. Die neue Mutter hat eine schöne Wohnung gefunden. Natalie und ich können uns nur gerade nicht mehr erinnern, ob der Vater dort auch mitwohnt oder schon ausgezogen ist.

»Ich habe ihn neulich noch gesehen. Ich meine nachts, da sah er ganz happy aus«, sagt Natalie und zieht die Schultern nach oben. Natalie tut jetzt unschuldig. Sie hatte mal was mit dem Vater, aber das durfte niemand wissen. Also traf sich Natalie mit ihm in anderen Städten. In München. In Hamburg oder in Köln. Er war gut zu Natalie, er buchte anständige Hotels, nichts Billiges. Natalie rief mich oft an und heulte, als die Abstände größer wurden, in denen sie nach Hamburg, München oder Köln reiste. Ich sagte ihr, sie solle sich mal zurückhalten, der Mann wäre jetzt

Vater und sicher auf dem Weg in die Klinik. Ich sagte Natalie, sie solle die Sache nicht zu ernst nehmen, und dann schrie Natalie mich am Telefon an, ich sei eine beschissene Freundin, eine dumme Kuh, eine harte Nuss, die niemand leiden könnte. Jetzt hat Natalie vergessen, dass sie geheult und mich am Telefon angeschrien hat. So ist Natalie. Sie sagt, wir konzentrieren uns jetzt auf das Baby. Natalies Amnesie ist beneidenswert.

Ich lasse Natalie den Vortritt und will mich gern verstecken. Nötig ist das nicht. Ich kenne die Gesichter, niemand ist mir fremd. Noch bis vor kurzem sah ich sie auf den Tanzflächen. Ich sah ihre vom Alkohol verdrehten Augen oder wie sie auf der Friedrichstraße kotzten oder alte Bratwurst aßen und dann kotzten. Ich sah sie in der »Panorama-Bar« am Tresen, während sie einem Unbekannten die Hand auf den Schwanz legten. Jetzt saßen sie hier auf italienischen Küchenstühlen von Boffi und trugen flache Schuhe aus Frankreich. Ihre Gesichter taten so, als hätten sie nie die schlechte Haut nach den Wochen des Feierns gesehen. Ihre Nasen zeigen extrem hoch und tun so, als hätten sie nie Kokain vom Toilettendeckel im »Cookies« geschnupft oder von einem langen Nagel, den ihnen ein Unbekannter auf der Tanzfläche hinhielt.

Jetzt sind wir alle hier in diesem Raum, wir kennen uns und doch nicht. Wir hassen uns nicht, wir vertreten nur unterschiedliche Programme. Die neue Mutter hat eingeladen.

Wie sie strahlt. Ich sehe ein anderes Strahlen, eines, das mir bisher nicht bekannt ist. Sie schaut, als ob sie etwas geleistet hat, etwas geschafft hat, das nicht jede kann. Sicher, sie sieht müde aus. Sie sagt, sie ist müde, aber glücklich. Ihr Gesicht ist immer noch sehr schön, aber es ist ein wenig nach hinten gerutscht, ich kann sie nicht mehr richtig sehen. Ihre Arme sind dicker, ihr Kreuz ist breiter. Geht das wieder weg? Sie ist nicht mehr die Elfe von früher. Ich schätze, das wird einen großen Einfluss auf ihr Leben haben. Catherine war immer die Schönste von allen, die

Verführerischste. Jetzt, so sagt Catherine, ist sie einen Schritt weiter. Sie macht nicht mehr mit bei diesen ganzen Nachtlebenaktionen. Sie hat ein paar andere Mütter eingeladen. Ich schaue sie an, sie haben alle nichts dagegen, als Mütter definiert zu werden. Sie betrachten es als Beruf, es ist ihre Überzeugung. Ich habe mir früher immer vorgestellt, dass man ein Kind hat und die Person bleibt, die man ist. Man hat eben nur ein Kind. Um mich herum wird das anders vorgeführt. Wenn ich ein Kind habe, bin ich ein besserer Mensch, sagen wir so, eine richtige, vollständige Frau. Eine, die all den schlimmen Dingen abgeschworen hat.

Ein paar von ihnen, das kann ich genau sehen, schauen mich von der Seite mitleidig an. Ich habe in meinem Alter noch kein Kind. Ich will keine Verantwortung übernehmen. Das denken sie. Und sie haben recht. Ich will Reißaus nehmen können. Zu jedem Zeitpunkt.

Die eine, hinten in der Ecke, die in einer blauen Wollweste, die mit ungemachten Haaren, die schaut mich jetzt schon seit Minuten an. Ihr Blick liegt auf mir wie Blei. Ich weiß, was sie mir sagen will. Mach es, tu es, du musst es tun, sonst wirst du niemand sein. Ich komme mit den Frauen, aus denen Mütter werden, nicht zurecht. Nicht mit denen in dieser Stadt.

Sie färben das Haar nicht mehr, die grauen Strähnen wuchern, weil das Kind nicht mit Haarfarbe getötet werden soll. Sie lassen sich gehen, sie waschen sich nur noch mit Rosenöl. Ich habe das Gefühl, einige von ihnen geben sich auf. In dem Punkt sind wir uns nahe.

Wir geben uns wegen einer Sache auf, die nicht dankt. Die einem nicht »Danke schön« hinterherbrüllt. Ich gebe mich auf wegen eines Typen, der mich nicht haben will, und eines Bergs Kokain, den ich nicht bezwingen kann. Sie geben sich auf für ein Kind, das später wegen seiner koabhängigen Mutter in The-

rapie muss und sehr wütend auf sie sein wird, weil es einen Vater vorenthalten bekommt. Die Mutter und ich zahlen also beide für unser Leben.

Die Mütter hier wollen nicht mit mir sprechen. Sie ignorieren mich. Sie kennen meinen Alkoholikerfreund und halten Abstand. Einige denken, er schlägt mich. Neulich hat mich eine auf einen blauen Fleck an meinem Arm angesprochen. Ich weiß selbst nicht, woher der kommt. Ich log natürlich und erzählte, ich wäre mit dem Fahrrad hingeflogen. Was macht die Mütter eigentlich so selbstbewusst? So heilig? Viele haben keinen Freund mehr oder keinen Mann. Der ist abgehauen, hat kein Bock mehr auf die Heiligkeit seiner Frau. Und wenn er noch da ist, dann hat er trotzdem ausgecheckt. Das merke ich. Es ist genau der Typ Mann, der mich nachts in Clubs anspricht und fragt, ob was geht. Der Typ Mann, der sich weggeschossen hat in dieser Nacht und schwört, alles anders zu machen. Der Typ Mann, den ich am anderen Tag mit einer Fresse hinter einem Kinderwagen sehe.

Mir hat immer noch niemand einen Kaffee oder so angeboten. Ich stehe jetzt seit einer halben Stunde am Rand der Küche und beobachte, wie Plätzchen in Krümel zermahlen werden, wie sich die Frauen mit den praktischen Pferdeschwänzen und beiden Händen an der Kaffeetasse zunicken. Alle paar Minuten streicheln sie einen Kinderkopf, egal welcher vorbeikommt. Kinder können ja nicht genug Aufmerksamkeit bekommen. Das höre ich die Frauen sagen.

Das kleine Mädchen sieht aus, als ob es mal eine Streichel-pause nötig hat. Es macht sich von seiner Mutter los, ich kann sehen, sie findet das nicht gut, dass es in meine Richtung läuft, aber sie lässt es gehen. Das Mädchen ist entzückend. Es hat blonde Härchen, glatt gebügelt, eines Tages wird es alle verrückt

machen. Sein kleines Näschen zeigt nach oben, eines Tages wird es alle damit verführen. Auch seine Beinchen können sich schon sehen lassen, es tappt geschickt und weiß, wie es die Knie zeigt. Das Mädchen steht jetzt vor mir. Seine blauen Augen hauen mich um. Sie schimmern wie Smaragde aus einer Welt, die ich nie gesehen habe. Das Mädchen reckt jetzt seine Arme. Es erwartet, dass ich es nach oben hebe. Es ist entschlossen, und es meint mich. Die Frage ist, wo ich das Mädchen packen soll. An den Hüften, oder? Fällt es dann vornüber? An den Armen?

Ich kann dem Mädchen nichts bieten. Ich traue mich nicht, es mit meinen Pornohänden anzufassen. Ich kann doch sein kleines Näschen nicht mit einem Finger berühren, der gestern Sperma von einer Hose gekratzt hat. Mit einem Finger, der gestern über alte Dildos geglitten ist. Ich wollte diese Dinger nicht anfassen, ich fand sie ekelig. Das fällt mir jetzt ein.

Mädchen, was ist? Warum weinst du? Ich weiß nicht, wie ich dich anfassen soll. Ich will nicht, dass dir was wehtut. Die Wahnsinnsaugen des Mädchens füllen sich mit Tränen. Es denkt, ich will es nicht. Es denkt, ich lehne es ab. Seine Ärmchen hängen herunter, das Weinen wird schlimmer, ich will mich hinknien und dem Mädchen sagen, dass es mir leidtut, dass ich nichts über kleine Arme und Beine weiß.

Die Mutter ist in zwei Sekunden da. Sie schaut mich nicht so nett an, sie muss eine Art Vergewaltigerin in mir sehen.

»Was ist denn passiert?« Die Mutter runzelt alle Falten, die sie auf der Stirn zur Verfügung hat, und es sind nicht wenige. Ich bin kurz davor, ihr zu sagen, sie soll was dagegen tun. Aber in Mütterkreisen werden Falten anders gewertet.

»Nichts ist passiert, sie fing plötzlich an zu weinen.«

»Kein Kind fängt plötzlich an zu weinen«, sagt die Mutter, und selbst ich weiß, dass es Unsinn ist.

Die Mutter drückt den Kopf des Mädchens jetzt gegen ihre

Brust, und das Mädchen wehrt sich. Es dreht sein Gesicht zu mir, es wollte was von mir, ich glaube, es wollte mich verführen. Es suchte nach einer Botschaft, die nur ich ihm geben konnte. Ich konnte das spüren, es wollte weg von all der Liebe, die es erdrückt, und von all dem Besitzanspruch. Das ist meine Interpretation, mit der ich in Mütterkreisen nicht weit komme. Der Mutter gefällt das alles nicht. Sie sieht gar nicht, wie sie ihre Nase rümpft, als sie meine Armeejacke genau inspiziert. Ich bin kurz davor, ihr zu sagen, der Spermafleck rechts unten stammt von ihrem Mann. Die Gemeinheiten sprühen nur so aus mir, wenn mich jemand nicht anerkennt. Da bin ich machtlos. Ich werde dieser Mutter jetzt nicht erklären oder mich rechtfertigen, warum ich kein Kind habe. Das geht sie einen Scheiß an.

Ich schaue mal, wo Natalie ist. Sie sollte doch an meiner Seite sein. Wir sind doch hergekommen als Paar, zumindest als ideologisches Paar. Als die beiden ohne Kinder. Als die beiden, die noch nicht so weit sind. Ich sehe Natalie, sie steht am anderen Ende der Küche, vertieft in ein Gespräch mit einer der Mütter. Ich erkenne sie jetzt. Natalie ist wandelbar, so wandelbar, dass es mir fast schlecht wird. So wandelbar, dass ich Angst vor Natalie habe. In ihrem weißen Wollkleid spielt Natalie die Anwärtlerin auf die nächste Mutter, ich kann an ihrem Mund ablesen, wie sie Fachausdrücke raushaut. Natalie sagt »Stillen« und »fünfter Monat«. Was bildet sie sich ein? Natalie lässt mich jetzt hier stehen. In meinen alten Ausgehklamotten von letzter Nacht. Sie hat mich überredet mitzukommen. Sie hat gesagt, sie ist an meiner Seite. Sie hat mir versprochen, wir lästern über die anderen, wenn es sein muss. Jetzt ist Natalie verschwunden, sie ist zur anderen Partei gewechselt. Das ist Natalies Stil. Sie passt sich an, sie geht dahin, wo es besser für sie ist. Ohne Umschweife. Ich sollte mir das von Natalie abschauen, statt bloß ins Leere zu rebellieren.

Ich laufe Richtung Badezimmer. Ich setze mich einfach aufs Klo für eine halbe Stunde und sehe, was passiert. Ich kann noch nicht gehen, ich bin erst zwanzig Minuten hier. Das ist also ein Mütterbadezimmer. Da steht der Wickeltisch mit allen möglichen Ökoprodukten, nur noch eine Parfümflasche, ob die Mutter nicht mehr braucht? Kaum Kosmetik, kaum Lippenstifte. Die Frauen da draußen in der Küche schminken sich nicht mehr. Warum ist das so? Weil ihnen das Baby im Gesicht rumwischt oder weil die anderen sich auch nicht mehr schminken? Die Mutter ist dieses Mysterium für mich. Warum kann ich sie nicht verstehen, und warum habe ich dermaßen garstige Fantasien über sie? Es wäre schön, in dieser Küche mit den Müttern wirklich zu sprechen. Sie sagen hören, was sie fertigmacht, wie ihre Angst geht, was sie tun, wenn sie nicht mehr können.

Ich nehme das Parfüm vom Schrank. Es ist alt. Halb leere Chanelflasche. Sie wird nicht mehr benutzt. Muss ich so sein, wenn ich das mache?

Ich kann mit Henry kein Kind bekommen. Es wäre eine Katastrophe. Ich würde mit hochschwangerem Bauch morgens um sechs meinen Freund in den Clubs suchen. Entschuldigung, habt ihr einen Typen mit Marlon-Brando-Mantel gesehen? Ganz gut aussehend, nur schwitzt er im Gesicht. Dann, nach ein paar Tagen, würde Henry zurückkehren und mich anschreien, warum ich so fett und schwanger bin und warum ich so viel fresse. Das Schlimme ist, ich könnte Henry verstehen. Ich würde mich selbst so anschreien, ich würde mich wegen der Dinge hassen, für die mich Henry hasst.

So gesehen könnte ich ruhig schwanger werden. Wir würden mich einfach beide hassen.

Vom Klo aus rufe ich jetzt Henry an. Eben hat es noch geklingelt. Jetzt nur noch Mailbox. Sein Telefon ist ausgestellt. So wie damals, als wir im »Vier Jahreszeiten« abstürzten. Da

musste seine Freundin angerufen haben, über Stunden. Vielleicht war sie nicht so. Vielleicht hatte sie Geduld, vielleicht hatten sie einen Pakt. Einen anderen als wir. Ich bin nicht so, ich verliere nach fünfmaligem Anrufen den Verstand, wenn jemand nicht rangeht. Ich möchte mir und der anderen Person, die nicht rangeht, die Fingernägel ausreißen. Das ist keine gute Entwicklung.

Vom Klofenster aus sehe ich diesen Schleier über Berlin. Rauchschwaden aus den Öfen, die noch in Betrieb sind. Der Rauch berührt die Wolken, das sieht schön aus. Dieser Film über den Dächern hat etwas Zauberhaftes, nur ist mir der Himmel über Berlin zu dunkel. Berlin ist mir zu dunkel. Ich finde kein Licht mehr in der Stadt, das ist sicher mein Problem als Bastard aus einer Grenzgegend. Nicht aus Berlin. Ich habe den Umgang mit Dunkelheit nicht gelernt. Ich komme aus einer Christenfamilie, da brannten immer irgendwo Kerzen.

Ich klebe hier auf dem Klo fest und kann nicht raus, um mit den Frauen im Wohnzimmer zu sprechen, Unterhaltungen zu führen, normale Dinge zu sagen. Meine Fähigkeit dazu verschwindet. Bin ich krank? Wenn es nach meinem Oberarm geht, dann ja. Schon wieder ein neuer blauer Fleck. Ich schwöre, er war gestern nicht da. Zumindest vorgestern hatte ich geduscht und nichts gesehen. Wenn ich draufdrücke, tut der Fleck weh, und schön sieht er auch nicht aus.

Ich habe Angst, ich würde gern in die Küche rennen und von Natalie den blauen Fleck untersuchen lassen, und Natalie würde mir zuzwinkern und mit einem Wimpernaufschlag sagen, es wäre alles okay. So ein Fleck hätte noch keinen umgebracht, auch drei oder vier Flecken nicht. Es müsste alles okay sein, es gäbe keine andere Möglichkeit. Ich würde Natalie das glauben.

Es ist noch Zeit. Ich könnte zu Dr. Fit, der könnte sich die Flecken ansehen. Ich war neulich erst wieder da. Wenn mein Körper mit irgendwas nicht einverstanden ist, gehe ich zu Fit. Ein paarmal hat er mir Vitaminspritzen gegeben, ich hatte sie wirklich nötig. Das Zeug in der Spritze ist dunkelorange und macht von innen schön warm. Wenn mir Dr. Fit das Zeug spritzt, muss ich eine Minute danach aufs Klo, und danach könnte ich Sex haben. Freunde haben denselben Effekt erlebt. Also gehen wir alle häufiger zu Dr. Fit, auch wenn es gar nicht nötig ist. Ich brauche heute keine Vitaminspritze, aber ich brauche Dr. Fit und sein Wartezimmer. Wenn ich nicht mehr kann, wenn es schlimm läuft, gehe ich zu ihm. Er hilft mir auszuhalten. Er hält mich. Mit Spritzen und Vitaminen.

Raus aus der Tür. In einer Stunde öffnet seine Praxis. Ich nehme die U8 bis Hermannplatz. Schon der Weg zu Dr. Fit verschafft mir Erleichterung, und spätestens wenn ich in Richtung Sonnenallee gehe, fühle ich mich bereits gesund, obwohl mich die Hand von Dr. Fit noch nicht einmal berührt hat. Hermannplatz. Kalt, Kachelausgang. Berliner Künstlerwelt, weit weg. Nicht attraktiv. Für mich der Weg zum Paradies. Gleich bin ich da. Neukölln. Niemand schert sich um meine dreckige Armejacke. Hier kann ich zu Schlecker gehen und mir fünf Snickers kaufen. Hier kann ich zum Zeitschriftentürken gehen und mir eine Miniflasche Wodka kaufen. Hier kann ich in der Türkenapotheke um die Ecke Schlafpillen kaufen. Das kratzt das junge Mädchen mit dem Schleier nicht. Es wird nicht nachts herumrennen und erzählen, was ich hier tue.

Die schwere Holztür geht nach innen auf. Eine der Sprechstundenhilfen kocht Tee, und daher riecht es gesund. Hier bin ich gesund. Ich fühle mich weitaus kränker, wenn ich mit Henry im Bett liege.

»Ich komme zu Florian, für die Spritze.« Mehr muss ich nicht

sagen. Die Schwester mit den roten Haaren zwinkert. Ich bin hier Stammgast, und weil sie mich gut kennt, muss ich nicht zwei Stunden warten. Wartezimmer, runterkommen, Ängste verfliegen. Gegenüber sitzen die türkischen Familien, die Florian behandelt. Neben mir ein paar Mädchen oder Frauen wie ich.

Sie sind an diesem Punkt, an dem ihnen der Körper Bescheid sagt. Ich kenne ihre blasse Haut, ihren nervösen Blick, abgeblätterter Nagellack, manikürebedürftige Finger, ihre Wangen, die eingefallener wirken als die von Magersüchtigen. Ich weiß, warum sie hier sind. Sie und ich, also wir, wir mögen Dr. Fit, ja wir lieben ihn. Er gibt uns Zuversicht, mehr Selbstliebe zu finden. Doch Dr. Fit sagt das nicht einfach so. Er nimmt mein Gesicht in seine Hände und küsst die linke Wange. Knapp am Mund vorbei. Das hat mit Sex nichts zu tun.

»Kommst du?«

Da ist er, Fit, Dr. Fit. Hochgewachsen, schlaksig, Seitenscheitel, nervöse Bewegungen: Unterschrift gebend rechts, Laborwerte raussuchend links. Ich will mir das nicht eingestehen, aber ohne Florian würde ich Berlin nicht überleben. Florian ist ein Genie, er ist der beste Notfallarzt, den ich je kannte. Ich bin in guten Händen, ich könnte die Praxistür aufreißen und vor Florian vor Erschöpfung auf die Fresse fallen. Ich könnte sicher sein, in drei Sekunden Akupunkturnadeln an den richtigen Stellen sitzen zu haben. Florian hält mich am Leben. Für Florian existiert Erschöpfung einfach nicht. Deshalb verehere ich ihn. Ich sollte ihn heiraten. Ich kenne kein besseres Gefühl, als von Florian die Nadel in die Vene gesteckt zu bekommen. Florian führt mich in sein großes Zimmer mit den alten Drucken aus den 20er Jahren. Er liebt das Design der 20er Jahre aus der Blütezeit unserer Stadt. Nachtlebenmäßig. Hat Florian die Plakate deshalb aufgehängt? Zu ihm kommen die Fälle aus dem Nachtleben.

Mein Arm ist schon abgebunden, und vorher hat Florian mir zu Begrüßung nur ein Küsschen auf die Wange gegeben, weil die anderen Patienten zusahen. Normalerweise ist seine Umarmung fester, aber Florian will sicher keine Missverständnisse. Das kann ich verstehen. Ich muss gar nichts sagen, die Nadel rutscht gleich in die Vene. Florian spritzt das rote Zeug. Er sagt, meine unteren Augenlider sind zu blass. Ich brauche Eisen und zwar sofort. Florian fragt, wie es geht. Ob alles okay ist.

Ich kann noch nicht antworten, denn meine Zunge ist schwer, und wenn es geht, würde ich gern pinkeln, aber es wird nichts kommen. Florian sagt, das ist normal, denn die Blase wird angeregt. Nach dem Pinkelreflex habe ich Lust auf Sex, aber auch das, sagt Florian, ist eine Illusion, ähnlich wie die Blasenregung. Die Vitamine rauschen durch wie ein D-Zug oder wie ein TGV aus heutiger Geschwindigkeitssicht. Der Organismus freut sich über die Durchblutung. Nächste Station ist Gehirn. Es hebt sich, es freut sich und hat keine Angst mehr. Es steht nicht mehr in Verbindung zum Rest, ich könnte alles tun mit diesem Gehirn.

»Gut, gut«, sage ich Florian, und über unserem Schwätzchen habe ich die blauen Flecken beinahe vergessen. Ich ziehe meine Shorts aus und lasse Florian einen Blick drauf werfen. Ich zeige den am Oberarm und den am Oberschenkel, ich finde, sie sehen nicht so schlimm aus. Das wäre kein Grund zur Sorge, diese fetten Dinger. Er will einen Test machen, und dann habe ich schon die zweite Nadel im Arm, die jetzt höllisch wehtut. Florian sagt, das liegt an meinen kleinen Venen, da kann er nichts machen, denn ich wäre nun mal so veranlagt. In diese Venen ging alles schlecht hinein und wieder raus, aber das wäre ein anderes Thema. Ich will lieber etwas über meine Flecken wissen.

»Woher kommen die? Was meinst du?«

»Das kann eine Reaktion sein auf Dinge in deinem Körper«, sagt Florian und ordert mich in den nächsten Tagen zurück.

Und Ruhe wäre nicht schlecht. Was für Dinge? Mir ist nicht nach Ruhe. Mein Kopf sendet nach der Spritze alle paar Minuten Energieimpulse. Gepaart mit dem Zucker von Mandelhorn im Mund fühle ich mich extrem gut drauf. Ich mache große Schritte. Ich schaue nicht aufs Telefon. Wie lange wird das gehen? Was mache ich? Taxi ranwinken. Ich lasse mich einfach in der Nähe von Henrys Wohnung absetzen und schau mal, ob die Vitaminspritze reicht, um den Schlüssel umzudrehen.

Ich steige vor der Ackerhalle aus. 13,50 Euro. »Bitte fünfzehn und eine Quittung.« Soll ich den Taxifahrer fragen, was er noch vorhat? Ich bin noch nicht so weit, ich kann nicht nach Haus. Natalie rufe ich nicht an. Sie ist auf der Babyparty geblieben und hat mich für die Dauer des Aufenthalts dort aufgegeben. Ich könnte mit den Pennern vor der Ackerhalle reden. Vielleicht haben die Zeit. Es wird gleich dunkel, und die werden sicher nichts vorhaben. Ich kenne die beiden Typen am Eingang Ackerstraße. Sie sprechen mit britischem Akzent, da klingt das Besoffensein gleich besser. Sie teilen sich ein Fahrrad, wegen dem sie sich streiten. Sie sind versoffen, aber nicht allein. Ich bin jetzt neidisch auf zwei besoffene Penner. So weit ist es.

Ich weiß nicht, wie ich sie ansprechen soll. Vielleicht doch zu ambitioniert. Ich würde sie nicht mehr losbekommen. Viertel nach sechs. Soll ich was trinken? Würde das noch helfen? Ich kann nicht um sechs in eine unserer Bars gehen. Das geht gar nicht. Ich könnte in Freunde hineinrennen, ich könnte dem Barkeeper nicht in die Augen gucken um Viertel nach sechs.

Was ist mit »Doris' Trinkstube«? Direkt neben der Ackerhalle, ich hab es nicht weit. Ich gehe jeden Tag an »Doris' Trinkstube« vorbei und schaue aus den Augenwinkeln rein, um mir zu sagen: Hier wirst du nicht sein. Hier passt du nicht hin. Hier wird es nicht enden. »Doris' Trinkstube« ist mein Angstort.

Wie wäre es, wenn ich jeden Tag zum Trinken käme? Ich habe mich immer gefragt, wer Doris eigentlich ist. Vielleicht war sie jemand wie ich? Vielleicht hat ein Kerl die Bar nach Doris benannt, damit ich reingehe. Meine Angst vor Henrys ausgestelltem Telefon oder seinem toten Körper ist stärker als die vor »Doris' Trinkstube«.

Was soll das Theater? Ich werde an der Bar einen Wodka bestellen, das geht doch ganz elegant. Ich werde die Beine übereinanderlegen und den »Ich bin nicht von hier«-Blick aufsetzen. Ich lege den Rückwärtsgang ein. Zurück zum Alkohol im Blut. Das Gefühl von letzter Nacht, vom letzten Morgen, vom letzten Nachmittag, ich bringe das langsam alles durcheinander. Ich geh da jetzt rein. Was soll denn passieren? Außer dass es mir gefällt und ich zu lange bleibe.

Drei Männer am Tresen. Sie schauen nicht nach oben. Das ist ja das Gute, sie schauen ins Bierglas. Der Schuppen ist wirklich ekelhaft. Verwitterte Sportwimpel hängen vom Tresen. Niemand kann damit mehr angeben, denn sie stammen aus der DDR. Hier kommen die her, die nicht mehr können. Es stinkt nach Ata, dem Putzmittel, das in der Nase sticht, und von der Decke winkt Goethe für die Köstritzer Bierwerbung. Das ist hart, aber es gefällt mir, als Abwechslung zur schicken NIKE-Werbung in Mitte. Der Mann hinter dem Tresen sollte das Hemd wechseln. Es steht vor Schweiß oder vor Staub, ich kann es nicht sagen, und ihn anzustarren bringt nichts.

»Na wat denn?«, sagt der Mann hinter dem Tresen.

Ich zeige auf die Wodkaflasche. Mehr Infos braucht er nicht.

Er nimmt ein trübes Glas vom Regal und schüttet eine ordentliche Portion ein. Moskowskaja ist seine teuerste Sorte, und die kostet 7,55 Euro in der Ackerhalle. Das Label ist den Leuten in der Bar scheißegal. Die Leute kommen wegen des Tresenchefs.

Er weiß, wie man mit Trinkern umgeht. Weder den Männern neben mir an der Bar noch mir wird er in die Augen schauen. Wir brauchen unsere Energie fürs Trinken, nicht fürs Schämen.

Jetzt fällt es mir ein. Vor einem Jahr war ich mal hier. Mit Henry und einem Haufen anderer Typen. Es war ein Ironiebesuch. »Lasst uns eine Assi-Absteige suchen«, schlug jemand vor. Die Sache war als Spaßtrip gedacht, alles in der Annahme, unsere Leber wäre eine edlere, eine bessere. Wir freuten uns auf absurde Gespräche mit den Vollalkoholikern am Tresen. Wir suchten echte Asoziale. Als Sport. Als Riesenvergnügen. Solche, die einem Nightlife-Müll erzählen würden. Und über all den Scheiß reden, den wir selber nicht mehr ertragen konnten. Wir suchten immer wieder nach echten Dingen, nach Dingen, die wir irgendwie nicht kannten, nach Menschen mit sogenannten echten Problemen, damit wir uns am Morgen danach selbst mit einem lächerlichen »Helm auf«, wie Henry den Kater immer nannte, zumindest glamourös und besonders finden konnten. Wir dachten ernsthaft, wir wären eine Art Crème de la Crème. Von was aber genau? Von welcher Crème?

Ich bin kurz davor, dem Penner neben mir zu erklären, wie ausgefallen es ist, in einer kaputten Toilette in einem Abbruchhaus in Mitte zu stehen und sich über einen noch kaputteren Toiletendeckel zu beugen. Bei minus vier Grad, auch kein Problem. Und wie es ist, wenn man mit zwei Fremden weiße Linien aufsaugt, weil in dieser Nacht einfach sonst nichts zu tun ist. Danach lege ich die Arme um den Hals des einen Fremden und drücke ihm das Restkokain in meinem Mund auf seine Zunge. Er findet das nicht schlecht und öffnet seinen Mund weiter. Bald tauschen unsere Zungen die Kristalle aus, die wir uns vorher auf die Zähne geschmiert haben. Wir schicken den Dritten, den ich auch nicht kenne, nicht direkt weg, aber er verschwindet

von selbst, weil er uns rummachen sieht. Er bleibt nicht stehen und glotzt. Versteht sich von selbst, internationales Gesetz auf den Toiletten der Welt: Wenn zwei anfangen rumzumachen, geht der Dritte. Das habe ich zumindest auf meinen Toilettenstreifzügen der letzten Jahre gelernt. Der Austausch von ein paar Kristallen führt nicht gleich zum Ficken, das dauert dann noch ein wenig. Deshalb bin ich am Anfang mit Henry oft auf die nächstbeste Toilette verschwunden. Wir wussten, wir mussten diese Fremdheitsphase ausnutzen, in der man sich vorspielt, sich gegenseitig nicht zu kennen. Würde das den Penner neben mir interessieren?

Seit zehn Minuten starrt jetzt dieser Typ vom anderen Tresenende rüber. Er schaut genau hin, spürt er die Gedanken zum Kokainsex? Könnte sein. Ich habe das Gefühl dafür verloren, ob mich jemand anstarrt, weil er mich ficken will oder weil er sich für mich interessiert. Angeblich ist es dasselbe, sagen mir Männer in meiner Umgebung. Ich finde den Typen nicht schlecht. Ich kann mir vorstellen, mit ihm nach zwanzig Minuten schlimm zu knutschen. Für mich das beste Zeichen großer Sympathie, meinerseits.

Der Typ hat einen super Mund, er ist riesengroß. Ich schätze, er ist in seinen Sechzigern, vielleicht älter. Ich schaue mir die Männer in dem Alter immer genau an. Mit den alten Knackern komme ich gut zurecht. Wir sprechen dieselbe Sprache. Vielleicht war ich in meinem früheren Leben auch ein alter Knacker.

Der Alte steht jetzt auf. Ich bin angetan. Seine Jeans sitzt noch verhältnismäßig gut, er hat keinen Hintern mehr, wie alle Männer in seinem Alter, aber wen stört das schon. Der Hintern wird überschätzt. Ein paar Brustmuskeln sind zu erkennen, gut sichtbar durch das weiße T-Shirt. Sonst besteht er aus Zähnen, Jacketkronen und einer Mütze, die seine halboffenen Augen zudeckt.

»Hallo, der Name ist Klaus.« Ich nehme die Hand vom Alten. Schöne, ledrige Hand, kein übertrieben harter Griff. Die braune Hand von Klaus liegt gut in meiner blassen, undurchbluteten. Mir gefällt der Kontrast. »Was macht denn ein Mädchen wie du hier?«

»Was macht denn ein Typ wie du hier? Du siehst nicht so asozial aus wie alle anderen.«

Klaus lacht mir direkt ins Gesicht. Das hatte ich lange nicht. Jemand, der ein volles, fettes Lachen zu mir schickt. Ein ernst gemeintes, ein schönes. Klaus zeigt mir die volle Breite seiner Jacketkronen. Ich nehme an, er hat sich seine echten Zähne rausgesoffen, rausgekokst oder jemand hat ihm ein paar Zähne rausgeschlagen. Solche Fantasien löst der Alte in mir aus.

»Bist du Berlinerin?«

»Ich lebe hier.«

»Du tust mir leid.«

Haha. Was kommt denn jetzt für eine Leier?

Klaus ist nicht aus Berlin. Das habe ich gleich gesehen. Er hasst Berlin. Er kann Hässlichkeit nicht ertragen, wer sollte ihm das übel nehmen. Ich kann seinen Hass sehen und gleich spüren. Er ist aus dem Süden. Wie er riecht, wie er sich bewegt, all das zeigt, Klaus würde niemals ein guter Preuße werden. So als habe die Sonne die meiste Zeit auf ihn geschienen, von wo auch immer. Ich tippe, Klaus ist aus München. Da wissen immer alle gleich Bescheid und labern davon, die Größten zu sein. So wie Klaus.

Klaus bestellt einen Wodka für uns beide. Den mit Büffelgras.

»Die haben den hier?«

»Baby, den gibt es überall«, sagt Klaus. Als Bestätigung legt er seine Hand auf mein Knie.

»Ich habe einen Freund.«

»Ach, einen Freund ...« Klaus zieht das Wort Freund ganz

lange. »Mädchen sind hässlicher, wenn sie in Beziehungen sind. Sie sehen fertig aus. Fett und unsicher.«

Was ist denn das für eine Scheiße? Der Alte soll sich mal beherrschen.

»Ich bin übrigens in gar keiner richtigen Beziehung.«

»Ist dein BH von La Perla? Ich kenne das Modell.«

Klaus fingert an meinem linken Träger herum, der jetzt rausguckt, und ich muss lachen. Ich bin, wie man sagt, angeschickert. Beschwipst. Vom Büffelgras, von der Vitaminspritze im Blut, vom Restkoks der letzten Nacht. Die Substanzen tanzen zusammen. Ich müsste mir genau merken, was jetzt in mir steckt. Eine gute Mixtur. Ich habe Spaß mit Klaus. Ich denke seit zehn Minuten nicht daran, Henry anzurufen. Ich denke seit fünfzehn Minuten nicht daran, ihm einen schweren Gegenstand über den Kopf zu ziehen. Ich mache Fortschritte.

Ich möchte Klaus jetzt alles beichten. Toilettengeschichten erzählen und seine Meinung hören. Klaus wird mir Antworten geben. Er ist alt genug, doppelt so alt wie ich. Er sucht nach extrem unvernünftigen Situationen, genau wie ich. Er ist nicht weise, genau wie ich. Ich glaube, Klaus will vor seinem Tod so viel Sex wie möglich. Genau wie ich.

»Kann ich dich was fragen?«

Klaus' Lederhand liegt auf meinem Knie.

»Jederzeit.«

»Warum fühle ich mich manchmal wie eine Nutte? Das Gefühl überfällt mich ab und zu. Sogar im Supermarkt.«

»Mädchen wie du, die sind so. Das ist nichts Schlechtes. Bist du katholisch?«

»Bin ich.«

»Du hast Glück. Katholische Mädchen sind eben freier.«

Will Klaus mir sagen, dass meine Religion mich zur Nutte gemacht hat? Ich bin gar nicht so religiös. Sonntagmorgens gehe ich nicht in die Kirche. Ich hätte keine Zeit, denn während

andere am Sonntagmorgen auf der Bank knien, komme ich erst aus der »Panorama-Bar«. Vielleicht hat Klaus recht.

Der Katholizismus schlug mir als Kind zwei Rollen vor, die ich im Laufe meines Leben einnehmen könnte. Die der unbefleckten, stillen Frau, die alles mitmacht. Oder die der harten Prostituierten. Früher im Religionsunterricht wollte ich mehr über die Prostituierte wissen und versuchte, so viel wie möglich über Maria Magdalena zu erfahren, die Jesus einmal vorm Steineschmeißen bewahrt hatte. Böse Zungen hatten übrigens behauptet, Magdalena hätte mit Jesus eine Affäre gehabt. Mein alter Nazi-Pfarrer vom Dorf hatte uns das jedoch heftig ausgeredet. Jesus habe keinen Sex gehabt, und Maria Magdalena wäre eine Schlampe gewesen, das wäre nun mal so. Danach war ich besessen von der Nutte Maria. Ich traute mich aber nicht nachzufragen, denn ich hatte keinen guten Stand im Religionsunterricht. Meine Mutter war geschieden und ich dem Pfarrer ein Dorn im Auge. Der Pfarrer sah in mir einen Bastard, den er wohl oder übel mit unterrichten musste. Ich konnte mich dem Pfarrer nicht unterordnen. Er verlangte, dass wir uns für die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes interessierten, ja sie sogar anbeten sollten.

Maria, die Mutter Gottes, machte mich extrem aggressiv. Sie schaute mir nicht ins Gesicht. Sie hatte einen weggetretenen, abgemeldeten Gesichtsausdruck und schaute nicht mal ihr Kind auf dem Arm an. Alle meine Versuche, Maria ins Gesicht zu schauen, missglückten. Sie weigerte sich, mit mir zu sprechen, sie weigerte sich, Auskunft darüber zu geben, wie man ein Kind ohne Sex mit einem Mann bekommt. Das fand ich unverschämte. Ich und meine Freunde, wir wussten doch mit neun, was Sex ist und wohin er unter Katholiken führen sollte. Was sollte das also? Warum sprach Maria nicht? Ich wollte die Statue anzünden, kaputtschlagen. Im Beichtstuhl weigerte ich mich,

der Jungfrau Maria zu danken, den alten Nazi-Pfarrer wunderte das nicht, ich war ohnehin der Bastard aus einer kaputten Ehe. Ich war theoretisch zu unrein für die Jungfrau Maria.

Letztendlich wurde ich zu einem Produkt von Maria, der Jungfrau und der Prostituierten zu gleichen Teilen: eine stille Frau, die alles mitmacht, und eine Prostituierte, die auch alles mitmacht. Mit neun sollte ich auch noch Jesus heiraten. Ob ich wollte oder nicht. Ich fand den Tag der Kommunion höchst merkwürdig, und wenn ich mich richtig erinnere, hatte ich die Nacht davor so viel Kuchen gefressen, dass ich davon kotzen musste. Ich wollte nicht, dass Jesus eine hübsche Braut bekommt. Einiges wurde verlangt. Gelöbnisse, Bekenntnisse im Beichtstuhl, Lieder singen, die aus dem Mittelalter. Der Pfarrer forderte immer mehr Eingeständnisse von schlechtem Benehmen, die gar nicht stattgefunden hatten. Also log ich ihn an. »Ich habe die Tafel Schokolade von meinem Bruder aufgeessen.« Etwa auf diesem Level. Ich verschwieg ihm, dass ich in der Unterwäsche meiner Mutter gewühlt und die schwarzen Teile vor dem Spiegel anprobiert hatte. Als Brüste hatte ich mir ordentlich Klopapier hineingesteckt. Der Pfarrer hätte mich nach dieser Auskunft Jesus nicht heiraten lassen, und irgendwann war ich von der Idee dann einfach doch angefixt. Wie würde ich mich am Tag der Hochzeit fühlen? Wie wäre die Ehe mit jemandem, der ohne vorherigen Sex auf die Welt gekommen war?

Am Tag der Kommunion trug ich als Einzige ein Minikleid. Es endete in der Mitte der Oberschenkel und ich war froh über so viel Beinfreiheit. Meine Eltern hatten nicht eingesehen, für einen Tag ein Kleid zu kaufen, und so lieh ich mir das Kleid meiner Cousine. Alle anderen Mädchen trugen echte Brautkleider. Lange, weiße Gewänder mit viel Spitze, Schleier, ein paar sogar Schuhe mit kleinen Absätzen. Ich fragte mich, ob Jesus mich an

diesem Tag überhaupt so heiraten wollte oder ob er sich dachte, die Kleine da unten mit dem Minikleid, die ist doch keine Braut. Die ist eine Prostituierte. Von der lasse ich die Finger. Ich glaub, das ist es, was an diesem Tag passiert ist. Ich habe nie geheiratet. Ich schluckte die Hostie nicht herunter. Ich spuckte den Brei in meinen linken Handschuh. In mir wollte kein Brautgefühl aufkommen. Es waren die Nonnen im Kindergarten, die mir die Sache frühzeitig ausgetrieben hatten, so viel war klar. Ständig mussten wir im Namen von Jesus, unserem Zukünftigen, irgendwelche Tests bestehen. Einmal befahl uns die Obernonne in eine kleine Kapelle, ich hatte die Kapelle bis dahin nicht bemerkt, sie musste in einem Seitenteil des Kindergartens gelegen haben. Sie befahl vier von uns zu sich, ich konnte die Auswahl nicht durchblicken, aber wir waren vier Mädchen. Die Nonne drückte uns eine Kerze in die Hand, wir sollten sie halten, circa fünf Minuten, die Nonne segnete uns, ich konnte nicht erkennen, worum der Segen genau ging, aber die Segnung kam mir überdurchschnittlich lange vor, es gab keinen Anlass für die Segnung. Ostern, Weihnachten waren weit entfernt. Nach drei Minuten tropfte heißes Wachs auf unsere Finger, es brannte, ich hielt aus, meine Nachbarin zeigte ein paar Tränchen, aber ich wollte hart bleiben und hielt aus. Die Segnung wollte nicht aufhören, irgendwann hatte ich einen Wachsbolzen um meinen Daumen. Die Obernonne sah nicht hin, sie segnete, was das Zeug hielt. Sie wollte uns beibringen, wie man leidet, am besten still. Das war die große katholische Lektion, die ich an diesem Morgen gelernt hatte. Sie würde uns als Frauen auf unser zukünftiges Leben vorbereiten. Die Dinge lautlos in klaustrophobischen Räumen ertragen. In dieser Situation würden doch wirklich nur noch Drogen helfen. Mit Weihrauch hätten wir uns nicht wegschießen können. Der blieb uns in seiner ganzen Heftigkeit versagt, denn wir waren Mädchen. Das Schnüffelhigh per Rauch war den Jungen vorbehalten. Die kleinen Nut-

ten in den schwarzen Kleidchen sollten sich lieber heißes Wachs ganz ohne Betäubung über ihre Fingerchen gießen lassen. Das war nun mal so für sie vorgesehen.

Es wäre jetzt nicht schwer. Wir sind angetrunken, und zwar richtig. Ich bestelle einen Kaffee, ich muss hier raus. Klaus hat längst meine Nummer notiert und ich seine. Das hatten wir schon nach dem ersten Büffelgraswodka erledigt. Ich ging schnell darauf ein. Klaus hat mir gesagt, meine Titten würden in einem Tanktop wunderbar aussehen, und ich habe mich für das Kompliment ehrlich bedankt. Es wäre jetzt so einfach. Ich müsste nur langsam Richtung Toilette gehen und Klaus ein kleines »Bis gleich« ins Ohr flüstern. In »Doris' Trinkstube« gibt es aber nur ein Klo, und es würde auffallen, wenn wir das blockieren. Wir bräuchten eine Weile, wir wären nicht zu schnell. Wir würden mit Küssen beginnen, denn wir mögen uns. Wir würden uns näherkommen wollen, wir würden die Sache nicht so schnell erledigen. Ich würde von Klaus anschließend verlangen, mich zu retten. Mich mit nach Hause zu nehmen, wie ein Tier von der Straße. Dabei habe ich doch zu Hause ein Leben. Ein recht glamouröses Leben mit einer teuren Badewanne und Töpfen für Gourmetessen. Ich muss dieses Leben einfach mehr schätzen. Ich tue nichts für das Leben und wundere mich, wenn es sich nicht vor mir eröffnet. Ich gebe Henry nichts zurück. Nicht richtig. Ich sollte damit anfangen. Jetzt.

Klaus schaut verwundert.

»Was ist? Sind wir schon fertig mit dem Trinken?«

»Ich muss los.«

»Aha.«

»Sehen wir uns?«

»Ich denke schon.« Klaus' fette Lippen drücken mir einen Kuss auf den Mund. Was soll das?

»Goodbye. Ruf mich an.«

Ruf mich an. Was soll denn der Scheiß? Klaus läuft betont langsam aus der Bar hinaus. Er ist doch kein Mädchen, dem ich auf den Hintern schauen soll. Klaus' Hintern existiert nicht mehr, so wie die Hintern von allen alten Männern verschwinden. Kurze Überlegung: An was sollte man sich beim Sex dann festhalten?

Ich brauche keine neue Aufregung und keinen Klaus. Mir wird schummerig, wenn ich an mehr Risiko denke. Mir wird schummerig, weil mein Kreislauf auf Talfahrt geht. Ich frage mich, ob das erste Entzugserscheinungen sind. Irgendwas flüstert der Körper, ich kann nichts verstehen, ich spüre nur Kälte. Ich will wärmende Dinge kaufen. Essen, Kohlehydrate. Für mich und Henry. Für unsere kleine Welt. Wir brauchen sie doch beide zum Überleben.

Wie ist es mit Kochen? Das liebt Henry. In der Ackerhalle ist noch Licht. Na bitte, auf die ist doch Verlass. Ich werfe zwei Päckchen Arobioreis in den Korb, die Hühnerbrühe steht gleich nebenan. Ich nehme die teure. Die von Lacroix, die mag Henry am liebsten. Parmesan, Petersilie, ein paar Pilze. Ich pfeife ein Liedchen, das mit dem Haushalt im Titel. Gleich werde ich Risotto für Henry kochen. Risotto bedeutet Wärme. Es bedeutet, sich zu kümmern.

Ist doch alles ganz einfach. Falls Henry noch nicht zurück ist, werde ich das Risotto warm stellen oder einen Zettel schreiben. »Weck mich, wenn du da bist, ich koch Risotto.« Ich weiß, es ist ein wenig bescheuert. Eine Kochüberraschung für jemanden zu planen, der zu diesem Zeitpunkt der geplanten Überraschung gar nicht da ist, unter Umständen mit dem Rücken auf dem Boden eines Clubs liegt und nicht mehr seinen Namen kennt.

Das erzählten die Leute damals über Henry. Ich hörte diese Geschichten über ihn regelmäßig. Er würde mit Obdachlosen feiern, sich über Tage nicht blicken lassen. Seine Hosen, sein Mantel hätten in die Reinigung gemusst, weil alles nach Straße stank. Die Leute liebten es, diese Geschichten über Henry auszubreiten. Oder über seinen Abstieg und seine Todesnähe zu lästern. Ich hatte da nie zugehört. Ich wusste nicht, was damit gemeint war, mit der Todesnähe.

Ich riskiere das jetzt. Ich koche. Initiative ergreifen. Vielleicht wirkt das auf Henry. Vielleicht bekennt er sich, vielleicht machen wir beide den Schritt zu einer neuen Häuslichkeit. Vielleicht wird ein Risottogericht die ganze Richtung ändern. Risotto als Initialzündung.

Lächeln an der Ackerhallenkasse. Die Kassiererin mit der Föhnfrisur lacht nicht zurück. Es ist gleich acht Uhr, sie will nach Haus. Wen will ich denn überzeugen? Soll ich noch ein paar Rundrufe starten, ob Kochen eine gute Idee ist? Warten wir es ab. Eben, als ich über den Champignonpaketen stand, habe ich noch mal an Klaus gedacht. Es ist gut, dass Klaus mich jetzt nicht mit den Einkaufstüten sieht. Blass. Verschwitzt, ungeduscht zerze ich das Zeug nach Hause. Für Klaus würde ich wie eine schlimme Hausfrau aussehen. Er würde mir sagen, das ist nicht der richtige Weg. Er würde mir sagen, wenn man zu zweit beim Italiener sitzt, dann ist die Sache schon vorbei. Wieso glaube ich das einem alten Knacker, einem Mann mit falschen Zähnen und Totenkopfschädel, den ich seit einer halben Stunde kenne? Ich hätte einfach auf der Toilette mit ihm schlafen sollen. Dann wäre die Sache erledigt, und ich müsste nicht mehr nachhaken.